

Michaelstr. 56/58
Glasschleiferei
Gartenglas
sowie sämtliche
Preise.

Oro
Oro
Neuss,
Büchel 5

ckeln
mt es an
plastisch wirken
mir Ihre Auf-
orn „Ausgleich-
ollfilm bis 6x9
era von Kleu.

iedertor
nachmittags
abends
chaftstanz
Tanzorchester
er Seepe

an der
Neuer Brücke
Tanzflächen.
Gart. Ged. Hallen
für Sommerfeste

Glock-
hammer 8
Lt. 28Pfg.
warme Küche
m m n:
use 50 Pfg.

velinghoven
nächstes Aufführungsort
im Ertal.
nziert-Tanz

pe Eifel
34 PS
auf 100 km
s in gu-
ehenden
Motor

ger
Ruf 3911

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 25 — Sonntag, 23. Juni 1935

Der Weiher

Er liegt so still im Morgenlicht,
so friedlich, wie ein fromm Gewisse;
wenn Weste seinen Spiegel küsst,
des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
blaugoldne Stäbchen und Karmin,
und auf des Sonnenbildes Glanz
die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
und horcht des Schilfes Schlummerliedes;
ein lindes Säuseln kommt und geht,
als flüst're es: Friede! Friede! Friede! —

Anette von Droste-Hülshoff.

In einer Johannisnacht

Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Die Föhren rauschten im warmen Wind, leise knarrten die Äste, und ein Duft von Blüten und übersonnener Erde drang empor. Doktor Lüders hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er lauschte auf die träumerische Weise, die der wogende Fichtenwald über ihm dahingehen ließ. Unter den halb geschlossenen Lidern sah er den schmalen Weg dahinfliehen, sah er den Waldsee flimmern und spiegeln. Und er trank dieses Bild tiefer, versonnener Ruhe in sich hinein. Seit einer Woche grub er in den alten Truhen der Bauern herum und fand Schätze über Schätze; eine verschollene Zeit stieg herauf. Je tiefer er vordrang, desto mehr liebte er das stille Walddorf und seine schweigsamen Bauern, diese geraden, aufrechten Menschen mit den offenen Gesichtern und freien Augen. Wie anders wirkte alles, wenn man unter ihnen lebte, anstatt die Urkunden und Akten vor sich auf dem Schreibtisch des Berliner Archivs zu haben! Die Gedanken des Einsamen irrten ab, da schlugen Stimmen an sein Ohr, und er richtete sich ein wenig auf.

Ein junges Paar kam den Waldweg herab, Lüders sah schärfer hin, es waren Maria Röter und der Älteste vom Sodenhof, der lange Hannes. „Wenn wir uns lieben, dann heiraten wir, Potz Kringel und Zwieback, wer kann uns daran hindern!“

„Dein Vater will es doch nicht und der meine auch nicht. Die hatten immer etwas miteinander. Und nun sollen wir dafür büßen.“

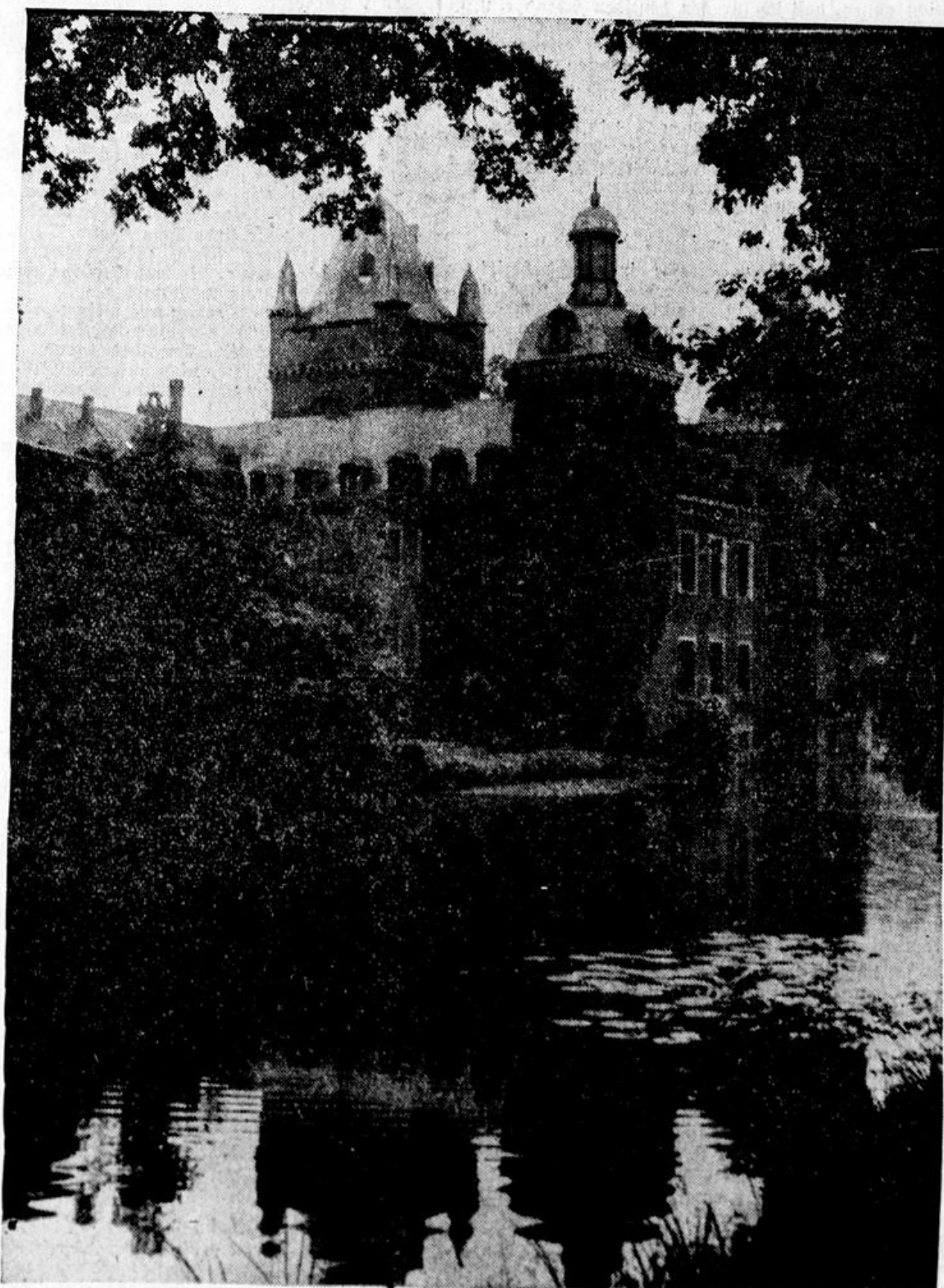
Die weiche Stimme klang bedrückt. Lüders sah, wie Hannes Soden den Arm fester um das Mädchen legte, dessen roter Rock lustig flatterte. Sie gingen hinunter an den See, und der Archivar beobachtete die heftigen Gebärden, die das erregte Gespräch begleiteten. Jetzt ritz Hannes das Mädchen an sich, er küßte es heftig — dann trennten sie sich.

Lüders blieb noch eine Weile liegen. Dann schlenderte auch er dem Dorfe zu, das hell im Mittag lag. Dicke Köpfe hatten die Bauern hierzulande. Hart ging es auf hart, wenn man stritt. Und bei keinem Zwist fehlten der Bauer vom Sodenhof und der Röter. Zahllos waren die Prozeßakten, in denen diese hart-schädlichen Bauern auftraten, nicht wichen und wankten und starrsinnig ihre Meinung vertraten. Arme, kleine Maria, dachte Doktor Lüders, wenn die Alten mit ihren heißen Köpfen nicht wollten, dann —

Der Archivar bog in den Sodenhof ein. Die Hühner gackerten. Die Mägde gingen mit klappernden Holzpantoffeln hin und her. Draußen auf den Feldern war alles bei der Arbeit. Lüders, der auf allen Höfen gern gesehen wurde, trat in das Haus mit der verbliebenen Jahreszahl 1540 und setzte sich in die Diele. Auf einem Tisch lag ein Berg vergilbter Urkunden, ein altes Hausbuch, Kaufverträge aller Art. Die alte hatte der alte Soden am vergangenen Abend für den Doktor aus der Lade gekramt. Lüders rückte den Tisch ans Fenster und begann zu lesen. Doch immer wieder sah er das blonde Mädchen vor sich, wie es mit blassem, müdem Gesicht neben Hannes Soden daherschritt. Ob er mal mit dem Bauern sprach oder drüben mit dem Röter? Aber er mußte lachen bei diesem Einfall, eher brachte er einen Berg ins Wanken als diese Bauern, die so fest und sicher standen wie ihre alten Häuser mit den altersgedunkelten Balken. Doktor Lüders vertiefte sich mehr und mehr in das vergilbte Hausbuch, das Aufzeichnungen seltener Art enthielt, und die Wangen des Forschers röteten sich leicht; alles um sich her vergessend, saß er bei der Arbeit. Da war ein Soden gewesen, der einen kaiserlichen Wachtmeister im Dreißigjährigen Kriege niedergeschlagen hatte, als der Bauer seine letzte Kuh herausgeben sollte, und der niedergemacht worden war. Plötzlich stutzte der Gelehrte. Er beugte sich tiefer. Dann nahm er die große Hornbrille ab und sah gedankenvoll auf den Hof hinaus.

„Sammelt tüchtig Reisig! Je mehr desto besser. Um so schöner brennt das Feuer heute abend.“ Die Bäuerin rief es einer Schar Kinder zu, die schwatzend davoneilten. Johannisfeuer — Sonnenwendnacht!

Heute, im Abenddunkel, würden die Johannisfeuer auf-flammen, hineinleuchten in die Johannisnacht. Lüders las von neuem, las die verblassten Sätze, las von jener jungen Röter, die einen Soden geliebt hatte und in der Johannisnacht in den Wald-see gegangen war, weil die Alten im Zwist lagen und „ist geschehen auf Johanni ein groß Unglück anno 1734“ —



Das Antlitz der Heimat: Schloß Harff

Fotos W. Pfeifer Neuß

Doktor Lüders fuhr herum, als er einen langen Schatten längs der Wand entdeckte. Der alte Soden stand hinter ihm, breit, behäbig und mit glühendem Gesicht. Es war ein heißer Junitag.

„Euer Hausbuch hat viele schöne alte Geschichten“, sagte Lüders, rasch entschlossen und ein listiges Lächeln um die Lippen, „und da ist vor allem eine —“

Der Bauer lächelte gelassen. „Weiß schon, habe sie mal an einem Winterabend gelesen; die von dem Wachtmeister, den der Klaus zum Hofe hinaus-gehauen. Haha, aber sie haben ihn dann doch gekriegt. Na, ich hätte es auch nicht anders gemacht.“

„Auch eine traurige ist darunter, gerade heute am Johannis-tage — da denkt man unwillkürlich, man erlebt es noch einmal mit, ich wußte gar nicht, daß der Waldsee so tief ist...“

„Was für eine Sache ist denn das?“ Soden nahm das alte, ledergebundene Hausbuch und sah nicht, daß sich Lüders eifrig mit den anderen Papieren zu schaffen machte. Er las, und langsam verdüsterte sich seine Stirn. Draußen kam der lange Hannes von der Arbeit, schwer stapfte er über den Hof. Der alte Bauer warf das Buch auf den Tisch. Hastig verabschiedete sich Lüders. Es lautete Mittag, und er ging zum Gasthause hinüber.

Beim Mittag radete der Bauer keine Silbe. Wenn sein Auge das des Sohnes traf, schaute er hastig wieder fort. — Ruhelos schritt der alte Soden dann über die Felder, durch den duft-erfüllten Garten. Er wanderte durch die Ställe, durch das Haus. Krachend flogen die Türen hinter ihm zu. Er blickte zum Nach-barhofe hinüber und hatte die Fäuste in den Taschen. Seine

Lippen zuckten. Der Waldsee war spiegelglatt und tief, sehr tief, und schon einmal auf Johanni — der Bauer hatte die beiden wohl gesehen. Seine Augen waren scharf. Und heute war Johannisfest. Schon dümmerte der Abend über den roten Dächern der Häuser herauf...

Der Bauer verwünschte den Städter, der in den alten Ge-schichten spürte. Er wollte die Sache abtun, aber sie klammerte sich an ihn. Immer wieder stand er am Gartenzaun, sah er hinüber zum Röter. Na ja, sie hatten oft Händel miteinander. Das gehörte zum Leben wie das Brot. Das ging herüber und hinüber, und wenn es nur der Hund war, der im Garten des anderen herumlungerte. Der alte Soden wurde rot im Gesicht, dann gab er sich plötzlich einen Ruck und ging fest und sicher auf das Haus des Nachbarn zu.

Die Dunkelheit war über das Land gekommen und hatte es zu sich genommen. Schon sammelte sich alles um den mächtigen Holzstolz. Die hellen Lieder der Jugend klangen durch die laue Luft und schwebten hoch im Wind.

Da reichten sich zwei Männer am stillen Waldsee, über dem der Mond gerade aufging, die arbeitsharten Hände. Als Maria und Hannes, die unter einem blühenden Wacholderbusch standen, die beiden kommen sahen, erhielt eine Jahre Freude ihre Augen. Und in diesem Augenblick loderte das Johannisfeuer gewaltig zum dunklen Himmel hinauf. Die Flammen prasselten und lohten. Maria lehnte sich an den jungen Soden. Die Alten nickten den beiden freundlich zu. Doktor Lüders aber blickte in das rote Flammenspiel — Sonnenwendfeuer, Johannisnacht! Heiß und voller ungestümen, reinen Lebens schlug die Flamme zum Sternenhimmel empor.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(15. Fortsetzung.)

Punkt, Gedankenstrich.

Während der nächsten 48 Stunden wurde ich reichlich nervös. Der letzte Schilling ging für ein Paket Tabak drauf, und die Geldsendung von Pipp — blieb aus.

Das konnte ein Zufall sein, kam mir aber recht bedenklich vor, denn eine Rückfrage beim Telegraphenbüro ergab den Bescheid, daß die Depesche ordnungsgemäß befördert worden war. Was fiel nur diesem unqualifizierbaren Pipp ein, mich hier warten zu lassen? Gewiß, er konnte nicht ahnen, daß ich für den heutigen Abend ein wichtiges Rendezvous hatte, er konnte auch nicht ahnen, daß ich diesen ganzen Tag lang buchstäblich gehungert hatte, aber er mußte sich doch vorstellen können, daß ich nicht für nichts und wieder nichts nach Geld, noch dazu nach meinem Geld, telegraphierte.

Ich versuchte den unzuverlässigen Kerl in allen Tonarten, bis ich nachmittags im Foyer des Hotels einen Blick in die „Rand-Daily Mail“ warf, freudlos wurde und dem armen Pipp alle geheimen Vorwürfe himmelhoch abbat. Denn dort las ich:

Mysteriöser Leichenfund in Otabi.

Beträchtliches Aufsehen erregte im Kupferbezirk der Fund einer männlichen Leiche, die dieser Tage in der Nähe von Otabi in einem verlassenem Hüttenbau entdeckt wurde. Es handelt sich um einen Mann im Alter von etwa 40 Jahren, der weder Geld noch Papiere bei sich trug, ein künstliches Auge hatte und von schwächlicher Statur war. Der Tote ist in der Gegend nicht bekannt.

War es Pipp? Das künstliche Auge sprach mit furchtbarer Wahrscheinlichkeit für diese Annahme. War es Pipp? Dann hatte er sicher mit meinem Geld gepöpst und so sein Verhängnis heraufbeschworen. Aber konnte ich ihm nach meinen eigenen Dummheiten in dieser Beziehung einen Vorwurf machen? Sollte ich nochmals telegraphieren? Aber ich besaß keinen Penny mehr. Wenn dieser Tote Pipp war, dann war unser afrikanisches Abenteuer zu einer Tragödie geworden...

Da sah ich nun mit schwerem Kopf und schwerem Herzen und vergaß sogar, daß ich heute Abend Gertha treffen wollte. Das Bild der schönen, jungen Frau schien in meinen Gedanken zu verwehen, dafür sah ich mit phantastischer Deutlichkeit das gute, rote Gesicht der Frau Pipp vor mir, wie es sich am Afrikafai in Hamburg mir entgegengetrübelt hatte, um mir den letzten deutschen Kuß zu geben. Alles schien sich zu verdunkeln und zu Ende zu gehen... — Punkt — ... Gedankenstrich —

Verwirrene Stimmen.

Wenn ich als Kind einmal eine Fensterscheibe eingeworfen oder sonst etwas angerichtet hatte, das mir unabweisbares Unheil zuziehen mußte, so schlich ich ins Bett, auch wenn es mitten am Tag war. Da konnte ich mir die Dede über den Kopf ziehen und warten, bis das Unheil eintraf oder vorüberging.

Das tat ich auch jetzt. Im engen Hotelbett wollte ich erst einmal einen langen Gedankenstrich machen, bevor ich den Schlusssatz setzte. Merkwürdig, wie einem der Schreck in die Glieder fahren kann! Meine Zähne klapperten aufeinander, meine Haut glühete und die Augen brannten mir wie glühende Kohlen im Gesicht. Mir war, als ob meine Gedanken ausgleiteten.

Aber schließlich bekam ich sie einigermaßen wieder zusammen. Ich sagte mir: Es ist möglich, daß der Tote nicht mit Pipp identisch ist, es ist aber ein Ding der Unmöglichkeit, daß Pipp noch mein Geld hat und mir nichts schickt. Also mußte ich mich damit abfinden, daß meine Taschen jetzt eben leer waren.

Was war da also zu tun?

Gertha Cortini? Nein, und tausendmal nein!

Der Generalkonsul hang in Pretoria? Er würde mich vermutlich als mittellos sofort in die Heimat schicken, aber waren schließlich unsere Konsulate dazu da, staatliche Summen für Landsleute auszugeben, die gar nicht gezwungen waren, in die Fremde zu reisen? Ich weiß, manche „Globetrotter“ schnorren den Konsul an, aber ich wollte aus der deutschen Vertretung kein Wohlfahrtsamt für vertrackte Weltbummler machen.

Nun folgte in meinem Gehirn ein ganz langer Gedankenstrich. Auf einmal drehten sich feurige Kreise vor meinen glühenden Augen. Mein Bett begann so zu schütteln, daß eine raube Stimme von nebenan Rufe forderte.

Dann nichts, gar nichts — nur so etwas wie ein Zickwischen in völliger Dunkelheit.

Dann Klang wie aus einer anderen Welt herüber wieder ein Klopfen. Hastige Schritte dröhnten schmerzhaft an mein Trommelfell. Jemand ergriff meine Hand, und irgendwer sagte das Wort: „Malaria...“

Jetzt kam Gertha ins Zimmer, mit demselben Begleiter, mit dem ich sie vorgestern vor dem Telegraphenbüro sah. Stimmen wie von einem anderen Planeten sprachen miteinander: „Krankenhaus? Ja, aber man muß sofort Geld deponieren...“ — „Schreit Geld zu haben, sanfte telegraphisch größere Summe nach Südwest.“ — „Sehen Sie doch einmal nach!“ — „Nichts, keinen Penny!“ — „Gut, ich komme für die Kosten auf.“ — „Ja, dann selbstverständlich, gnädige Frau...“

Dann wurde meine Schläfe herzlich geküßt wie von einer gütigen Frauenhand. Erquickendes Raß neigte meine trockene Kehle, und dann sank ich tief und wohlta wie in einen gepolsterten Brunnenschacht...

Die Kapsel des Buren.

Als sich das Fieber etwas gemildert hatte, verlangte ich den Clerk zu sprechen. Ja, die Dame, mit der ich mich treffen wollte, hätte volle Bürgschaft für alle Unkosten übernommen; alle Wünsche, die ich hätte, sollten sofort erfüllt werden!

Ich hatte aber nur einen Wunsch, nämlich wieder allein zu sein. Und da sah ich mich nun in einer Verfassung, die schlimmer war, als wenn ich mittellos und obdachlos durch nächtliche Straßen wandern müßte. Ich war krank, wurde gepflegt — und eine Frau zahlte dafür.

Manchmal konnte ich zwar meine eigene Verzweiflung nicht verstehen. Hatte ich nicht schon in verzweifelter Situation gesteckt, und war ich nicht immer wieder auf die Füße gefallen? Es mußten wohl das Fieber und der Hunger sein, die den gesunden Widerstand im Menschen töten.

Da — ein Gedanke, warm und beruhigend wie der Schlaf: die Kapsel des alten Buren.

Mit unendlicher Mühe erhob ich mich, zog meinen Gürtel von der Hose ab und öffnete die Tasche. Da lag die kleine, schmale Ledertasche mit der Kapsel auf dem Verschluss, lang wie eine Streichholzschachtel und dünn wie der kleine Finger einer Damenhand. Da lag sie und verbergte unter ihrer festen Hülle, was, wie Herr van Soeren gesagt hatte, mir helfen würde, wenn ich gar keinen anderen Ausweg mehr wußte.

Ich wußte keinen Ausweg aus meiner gegenwärtigen Lage, keinen jedenfalls, den man sich erkämpfen konnte, sondern nur einen schmachvollen Notausgang...

Meine Hände zitterten nicht und mein Gehirn flackerte nicht, als ich tief Atem holte und die Kapsel abriß. Dann blickte ich in das Innere. Nur ein zusammengerolltes Stück Papier war zu sehen. Ich zog es heraus, entfaltete es und hatte das Große Los gezogen, auf dem „Leben“ stand.

Die beste Medizin.

Schade, daß nicht alle Krankenträger den Leuten, die in Bedrängnis geraten, das Exir verschreiben können, daß mir der alte Bure vor seinem Tod im roten Meer übergab! Es würde manchmal vielleicht helfen, wo jede andere Medizin versagen müßte.

Ich hatte das Große Los gezogen: Es war ein längliches Stück Papier und trug den Aufdruck „Union of South Africa“ und die Zahl Hundert. Und hinter der Hundert war ein herrliches verführerisches L zu lesen: L...

Der Talisman des alten Buren war eine Hundertpfundnote. Naus aus dem Bett! War ich überhaupt krank gewesen? Hatte ich Malaria gehabt oder nur geträumt? Hofen an, Samaschen über die Beine! Die Zimmerflingel lautete Sturm: „Ein Essen herauf, aber fix!“ Nach zwei

Tagen der erste Bissen, den ich aber nicht im Spesssaal verschlingen wollte.

Gertha glaubte wahrscheinlich, mein Geist sei in der Lobby des Lloyd-Hotels erschienen, als ihr der Clerk telephoniert hatte, ein Herr wüßte sie zu sprechen, und sie von ihrem Zimmer herunterkam.

Sie war ganz verwirrt, ich aber kam mir vor wie neugeboren und trug es sogar mit Fassung, als Gertha mir später bei einem Glas Ray-Champagner das Verständnis machte, sie werde sich in den nächsten Tagen verloben. Ja, ganz recht, mit dem Herrn, den ich gesehen hätte. Er sei Direktor der Transvaalbank.

Am nächsten Tag sah ich in der Bahn nach Kapstadt, um einen Dampfer nach Walvischbai zu nehmen. Mit der neuen Hoffnung in der Brieftasche war ich immer geneigter, anzunehmen, daß Pipp vielleicht doch noch am Leben sei. Ich telegraphierte ihm nochmals und forderte ihn auf, mich in Swakopmund zu treffen.

Die Sonne vergoldete den Tafelberg, als der Zug in Kapstadt einfuhr. Mit Behagen dachte ich an die Seereise, die mir bevorstand, und wenn mir hin und wieder ein Schatten meine Gedanken verdunkelte, so war es die Ungewißheit über das Schicksal Pipp's. Manchmal ging es mir auch durch den Kopf, ob ich recht daran getan hatte, Punkte, den Schäferhund des alten Buren, der mir die beste „Medizin“ meines Lebens vermacht hatte, bei King Dolly zu lassen.

XII.

Der Telegraph hat den Tropenkiller.

Ein ungeschriebenes Gesetz.

Eingang dieser Geschichte erwählte ich, wie läßt sich schweres Gepäck auf unebenen Wegen sein kann, und wie wenig die Hand brauchbar ist, die sich mit dem Koffer abschleppen muß. Aber außer diesem Gepäck, das nach festen Tarifen befördert wird, muß sich der Europäer im tropischen Afrika noch mit einer anderen Last abschleppen, die unsichtbar ist, aber schwerer wiegt wie die verlorene Freiheit. Das ist die Last der Würde des weißen Mannes. Das ist das ungeschriebene Gesetz der Tropen, das der Privatinitiative überall hindernd im Wege steht, selbst wenn das Auge glaubt, eine freie Bahn zu sehen.

Das erste Gebot lautet: Der weiße Mann muß als Herr auftreten. Ist er oder sind seine Mittel dazu nicht imstande, so gilt er als ein äußerst unerwünschter Zuwachs des afrikanischen Europäertums.

Das zweite Gebot lautet: Der weiße Mann darf keine körperliche Arbeit leisten.

Das dritte Gebot lautet: Er darf keinen Kleinhandel treiben, der ihn direkt mit den Eingeborenen in Kontakt bringt.

BLICK IN DIE WELT

Wieviel wiegt ein Federstrich?

Einen eigenartigen Versuch stellte man in Augsburg an. Um die Genauigkeit einer Laboratoriumswaage zu prüfen, legte man auf beide Schalen der Waage je 25 Kilogramm und außerdem noch je eine Besuchskarte. Lange wartete man, bis die Waage ausbalanciert war, dann machte man auf der einen Skatte einen feinen Federstrich. Und richtig — die also beschwerte Waage schlug merklich nach der Last des Federstriches zu aus. Dann machte man sich das Vergnügen, diesen Federstrich in seinem Gewicht festzustellen und fand, daß er 0,0001 Gramm wog.

Die Kameradschaftstrennung...

Als man in Amerika die Kameradschaftsbege „erfand“, glaubte man alle Schwierigkeiten des Eheproblems gelöst zu haben. Aber nun acht man noch einen Schritt weiter. Ein New-Yorker Ehepaar ist der Ansicht, daß auch dann, wenn nach der Kameradschaftsbege die richtige Ehe geschlossen und für allseitig befunden wurde, noch nicht alle Gefahren beseitigt sind. Dazu gehört noch eine Probe aufs Exempel, nämlich eine Trennung von sechs Monaten — und um gleich mit der Praxis zu beginnen, trennte sich das übermoderne Ehepaar sofort auf ein halbes Jahr. Bis jetzt hat ihr Beispiel viel Erstaunen, aber noch keine Nachahmung hervorgerufen.

Der Scheintod der Pflanzen.

Auf dem Wüstenboden von Mittelasien, dessen Sand sich im Sommer zur Mittagsstunde bis zu 80 Grad erhitzt, fand der russische Forscher Wassiljew eine sonderbare Art von Niedaras. Dieses Gras war so vollkommen ausgeblüht, daß man die schmalen, grauen Blätter wie Pulver in der Hand zerreiben konnte. Benutzt man sie jedoch vorsichtig, so brennt für sie eine neue, geheimnisvolle Lebensstättigkeit. Die Ausstreuung ist also nur eine Art von Scheintod, durch den die Pflanze sich schützt. Das erinnert an eine Weidenart, in Mexidonia heimisch, die einen ganz ähnlichen Wundheilungsprozeß durchmacht, um stets wieder zu neuem Leben zu erwachen.

Zahnheilkünster in Japan.

Neben der modernen Heilkunde des Abendlandes blüht in Japan immer noch die alte Medizin. Namentlich die Zahnärzte hantieren nach ihrer eigenen Methode und zeichnen sich dadurch vor ihren abendländischen Kollegen aus, daß sie ohne Instrumente auskommen. Im Reiche des Mikado pflegt man nämlich die Zähne mit den Fingern auszureißen. Befindet sich der japanische Dentist

in der Lehre, so übt er sich an Brettern verschiedener Stärke und von verschieden hartem Holz, in denen Holzspalten fest eingelassen sind. Diese Zapfen muß er ohne Nütteln ziehen lernen. Er beginnt beim weichen Brett aus Kiefernholz und endet beim härtesten Ebenholz.

Die Stadt der fünfzig Sprachen.

Die Stadt, in der die meisten Sprachen gesprochen werden, ist unbestreitbar Kalkutta, die indische Hauptstadt. Nicht weniger als fünfzig Sprachen, indische, europäische und andere Mundarten, werden hier laut. Am verbreitetsten ist das Bengali, das als offizielle Handelsprache von einer halben Million Menschen in Kalkutta gesprochen wird. Hindustani kommt an zweiter, Urdu an dritter Stelle. Englisch wird offiziell nur von 50.000 Menschen gesprochen. Fünfzig Sprachen — das klingt sehr viel; bedenkt man aber, daß in Indien 110 nationale Mundarten, also rein indische Sprachen, zu Hause sind, so ist es eigentlich ein Wunder, daß die große Hafenstadt nicht noch viel sprachiger ist.

Was Frauen sich wünschen...

Es ist nicht ganz leicht, herauszubringen, was Frauen sich wünschen. Ein Londoner Gaswerk tippt auf „die ideale Küche“. Die Beteiligung an einem derart betitelten Preiswettbewerb war groß — zwanzigtausend Frauen versuchten sich an dem Problem. Aber auch einige Männer reizte die Vorstellung der idealen Küche, und einer von ihnen — ein Architekt, der bis dahin nur Kraftwerke gebaut hatte — erhielt den ersten Preis. Er richtete die Küche als kleines Kraftwerk ein, Schaltbrett, viel Hebel und Kontakte, wenig menschliche Arbeit — vielleicht hat er den Geschmack nicht nur des Gaswerkes, sondern auch der Frauen getroffen, die nun keinen Finger mehr naß zu machen brauchen!

Trennung wie ein Meer.

Die tiefe Schlucht des Colorado-Cannons, die sich viele Kilometer weit in Nordamerika hinzieht, hat auf die Tierwelt wie eine trennende Schranke gewirkt. Die Hochflächen zu beiden Seiten der Schlucht zeigen mehrere völlig verschiedene Arten von Täuern und Ariehtieren. Es tritt dieselbe Erscheinung auf, die man auf Inseln findet, welche durch Meeresarme voneinander getrennt sind: gemeinsame Stammformen nahmen durch den Einfluß verschiedener Umgebung und Ernährung verschiedene Formen an. Vögel und fliegende Insekten sind natürlich dieser Trennung erklärlicherweise nicht unterworfen.

Doppeltes Theater:

Kindern im Theater

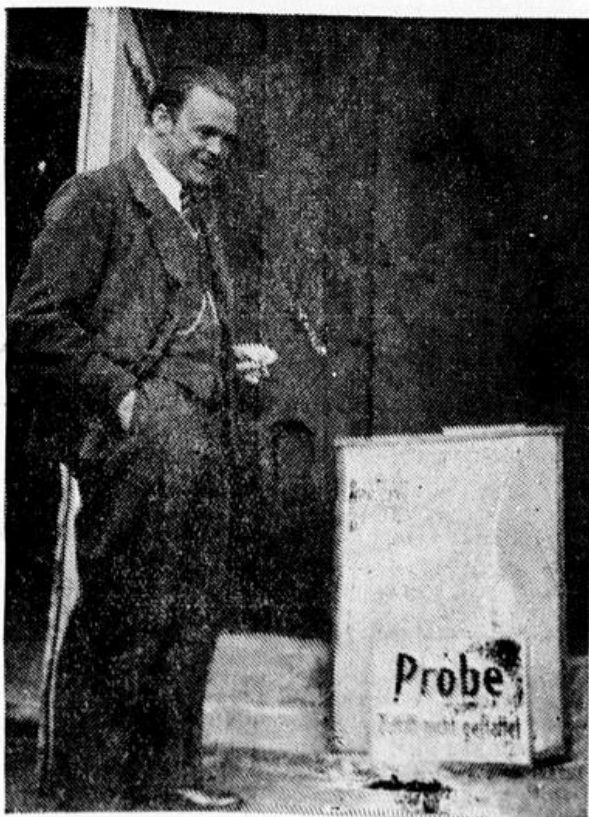
Neußer Künstler spielen Märchen

Kinder im Theater sind ein Kapitel für sich, seitdem wir gelegentlich diese lebenswürdige Möglichkeit haben, ihnen — dem Kind und seinem Theater — zuzusehen:

Augenblicklich sind unsere Neußer Künstler die Herren der Freilichtbühne an der Neußer Brücke, und sie haben auch eine Kindervorstellung geprobt, die sich bei gutem Wetter vormittags für die Schulen dort abwickelt; wenn man das Glück hat, einen schönen Sommertag zu erwischen, dann kommt man zu einem Erlebnis besonderer Art:

„Dornröschen“ heißt die immerhin aufregende Geschichte; das ist für die Mädchen eine sehr ernste Angelegenheit, für die Buben dagegen — auch wenn sie erst im zweiten Schuljahr sind — eine zwiespältige Sache. Die einen halten es mit den Mädchen und haben eben Sorge, die anderen rümpfen schon ein ganz klein bißchen die Nase; Frage, ob dieses gerümpfte Näschen schon Hochmut oder gar Zweifel ist. Mir scheint es Erhabenheit über den Stoff zu sein.

Junge Herren im zweiten Schuljahr haben schon ihre besonderen Wünsche im Theater; wenn sie schon nicht Caracciola oder sonst einen Sport- oder anderen Helden sehen können, so wollen sie oft wenigstens nicht mit einem „Märchen“



Tom Kühnen, der Regisseur, freut sich.

„auf den Arm genommen werden“. Aber sie haben doch noch ein Mitbringsel aus der Kindertube mit hier in das Freilichttheater gebracht, das es ihnen verbietet, in irgendeiner Form gegen die märchenhaften Vorgänge auf der Bühne zu protestieren. Sie hocken gönnerhaft auf der Bank, die vom 2. oder 3. Schuljahr

(die vom ersten sind noch in ehrlischer Sorge, wie die Sache mit der bösen Fee wird!) zusehen und raten an und in sich herum, wie sie sich denn zu dieser Angelegenheit einstellen sollen. Zwischen „noch“ und „schon“ flackert der Dub in unserem schönen Freilichttheater an diesem selten schönen und sonnigen Morgen, und wir können ihm nicht einmal helfen.

Wenn die böse Fee kommt, ist die Sache schon interessanter; aber ein modernes Märchen ist es darum doch noch nicht; das müßte ein Märchen sein mit Detektiv oder einem Indianerhauptling, der plötzlich mit einem Rennwagen oder auch auf einem richtigen Pferd auf die Bühne geschossen käme, den ganzen Laden einmal ordentlich durcheinander machte ohne den pädagogischen Zeigefinger zu erheben und ohne „Bade, bade Kuchen!“ zu singen oder „Weißt du, wieviel Sternlein stehen?“

Das also sind die Grenzfälle im Theater für Kinder. Diese Wechselzeit dauert bei den Jüngern nicht lange; trotz aller Technik und trotz allem Selbsttum lehren sie ja doch immer wieder noch einmal gerne und roten Kopfes in den deutschen Märchenwald zurück, wo ja auch gruselige und große Abenteuer überstanden werden, wo ja auch kleine Buben schon Helben werden, wenn auch nicht auf die Art, daß gerade alle dabei stehen und sagen: „Großartig, mein Junge, prachtvoll! 20 Punkte!“

Aber sonst!? Wir Erwachsenen, leider Erwachsenen, haben ja im Kindertheater, im Theater für Kinder joviell Zeit, wenn wir so mitten dazwischen sitzen und diese Gesichtchen sehen, die Händchen, die sorgenvollen Falten in der Stirn und wir müssen oft genug daran denken, daß es doch ein besonders schönes Schaf sein müßte, wenn man etwa nur Theaterstücke für Kinder schreiben würde. Das ist nicht, ihr Dichter und Verfasser, macher, ihr „Autoren“ und lorbeerbezügten „Verfasser“.

Ich kenne Kinder, die auch im Theater brüllend das Weiße suchen, wenn etwa die Hexe in Hänsel und Gretel auf die Bühne gehumpelt kommt, und vor Jahren war ich auch Zeuge, daß ein Schäferhund, der die Rolle des Wolfes in Rotkäppchen zu spielen hatte, fälschlich für einen richtigen Wolf angesehen wurde und eine wahre Panik unter den Kindern erregte. Indessen sah sich der getrännte Schäferhund mit seinen treuen Kulleraugen ganz betrübt unter seinen „Opfern“ um; er wollte wirklich nichts Böses.

Dieser Tage, als ich im „Dornröschen“ saß, lernte man das Kind als Publikum von einer mir neuen Seite kennen.

Da war also die böse Fee, die dem Dornröschen an das Leben wollte; sie wurde gesucht und gesucht, aber der Koch und die Trina und die Königin gar mit ihrem König waren so dumm, daß sie die böse Fee nicht finden konnten; uns aber im Zuschauerraum war sie sichtbar; sie hockte hinter den Sträuchern und war offenbar bereit, das Prinzeßchen mit dem Spinnrad in den Schlaf des Todes zu befördern. Und während der ganze königliche Hof vergebens nach der bösen Fee suchte, überprüften sich die jugend-

lichen Zuschauer in dem Eifer, diese böse, hinter den Sträuchern versteckte Fee zu verpegen: „Herr König, Herr Koch, Trina! Da, hinter dem Strauch sitzt sie doch!“ Und wenn die Suchenden den Kindern gefolgt wären, dann wäre



Frühstück der Städtebündler.

das Märchen schon im ersten Akt zu Ende gewesen, die böse Fee wäre verhaftet und gefangen worden, selbst dann, wenn man etwa den jugendlichen Zuschauern selbst die Jagd auf die böse häßliche Fee freigegeben haben würde. Auch zu diesem Opfer, sich selbst um den Genuß des ganzen „Dornröschen“ zu betrüben, hätten ganz sicher die Kinder die Hexe ans Messer geliefert.

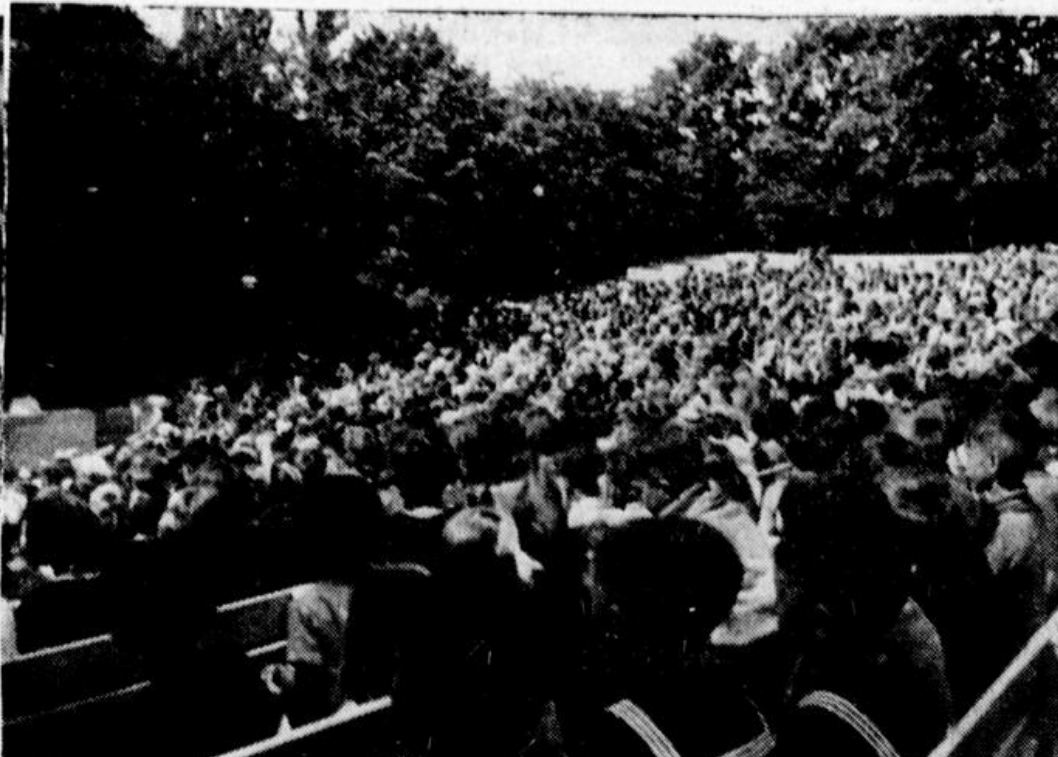
Kinder im Theater! Sie sind ein außerordentlich dankbares und aufmerksames Auditorium, wenn auch die Schauspieler es schwer haben, sich mit ihrem Organ gegen den Aufstand der Gefühle im Zuschauerraum durchzusetzen. Für uns, die Erwachsenen, aber ist eine solche Vorstellung doppeltes Theater, und es ist uns schwer, zu entscheiden, ob uns die Bühne mehr interessiert oder die Zuschauer. Man müßte einmal — getarnt — vorne auf der Rampe sitzen können, das Gesicht in den Zuschauerraum gewandt, und man müßte sich so ganz einmal der „anderen Seite“ des Theaters widmen können, dem Studium dieser sich ereisenden Gesichtchen, ihren erschreckten Augen, ihrem Jubel und ihrem endlichen Glück, wenn schließlich doch der Prinz die Braut heimführt, und wenn unglaublich ledere Hochzeitstuden aus der königlichen Speisekammer dem ewig unsichtbaren Königsmale entgegengetragen werden.

Fast wird man neidisch auf die Schauspieler, die vor einem solchen Volke unzähliger, seliger Leute spielen dürfen!

F. H.



Sorge um Dornröschen.



„Unzählige, selige Leute...“

Foto: Fritz Haefliger, Neuchâtel

Der Vetter auf Freiersfüßen

Von Marie-Luise Henniger

Kleiderblüte und hochbustende Birken, Amfelschlag und Drosselstößen verkündeten das Pfingstfest. Über der kleinen thüringischen Stadt schimmerte das Firmament in zartem Abendperlmutt, als sich die Familie Weigel zum bescheidenen Nachtmahl um den Tisch versammelte. Zu ihrem Erstaunen kam die Magd nicht mit der dampfenden Suppenschüssel, sondern wandte sich hilflos-bekümmerten Gesichts an die Hausfrau und meldete: „Es ist einer haufen!“ Schon tauchte ein ungemein sympathischer, barloser Jüngling neben ihr auf. Sein Blick suchte und fand unverzüglich den der ältesten Tochter und sank ihr wie ein Lot in die Seele. Unschlüssig verbarnte er in Erwartung eines erstaunten Ausdrucks des Erkenntverdens.

„Mich schickt der Vater“, diente er schließlich etwas unbeholfen, „ich sollte mich doch endlich meiner Frau Tante und dem Herrn Onkel vorstellen.“ Beim Anblick der wunderschönen dunklen Augen wurde der Hausfrau ordentlich weich ums Herz.

„Dah ich dich auch nicht gleich erkannte, Frieder!“

Der Schwestersohn war es. Im zarten Alter von drei Jahren hatte sie den Frieder zum ersten und letzten Male gesehen. Mit ermunternden Worten wurde der Besuch im Familienkreis aufgenommen. Während des Essens berichtete er vom behaglichen Leben daheim. Die Reden gingen hin und her, nicht ohne daß die Waise mehrmals mit wachsendem Entzücken ein Lächeln des Veters auf-

wollte diesem sauberen Herrn Vetter gern persönlich auf die Spur kommen. Gerade las er in der Aufstellung von einem vermählt gemeldeten hellen Frauenkleid mit Tüpfeln, als er auch schon eine Gestalt, hell und buntgeputzt, suchte. Nur der Umstand, daß die mit unglaublicher Körpergeschmeidigkeit entleerende Person das Bech hatte, über einen Baumstumpf zu stolpern, ermöglichte es dem Polizeileutnant, den Flüchtling zu erwischen. Dieser, nicht faul, verlegte dem Verfolger recht unsanfte Rippenpuffe. Mit wahrem Genuß machte sich der Polizeileutnant nun seinerseits daran, alle Muskelkräfte spielen zu lassen. Hierbei wurde ihm die erstaunliche Erfahrung seines Lebens zu teil, daß nämlich der Flüchtling an gewissen Stellen mit einer ganz und gar unmännlichen, geradezu federnden Polsterung ausgestattet war. Die Gedanken des Leutnants taten einen unerhörten Sprung. Wie, wenn etwa der Herr Vetter, der beschriebene Schulmeistersohn und rasende „Othello“...? Diesem zwiespältigen Wesen mußte er hinter die Schliche kommen...

Die fatale Kunde, daß sich unter der Mäse des Herzensbrechers ein junges, vagabundierendes Frauen-

zimmer verborgen hatte, erreichte im Städtchen eine wahre Sturmflut des Gelächers. Mutter und Vater Weigel belegten sich gegenseitig mit müßigen Anklagen. Die Frau wollte, wie Frauen das immer tun, „gleich ihre Bedenken gehabt haben“...

Anna B. — der „Vetter“ — war die Tochter eines unbescholtenen Webermeisters und verbrachte den Winter in stiller Zurückgezogenheit bei Arbeit im väterlichen Hause. Sie war nicht auffällig. Ihre bezwingende Macht erklärte sich aber aus ihren ungewöhnlich schönen Augen und der weichen dunkelgefärbten Stimme. Wenn der Schnee schmolz und Frühlingswinde alle Wesen mit Unruhe und sehnsüchtigen Erwartungen erfüllte, erster jartgrüner Baum an Wiesenrändern und Baumwipfeln schimmerte, zog es Anna mit Macht an den Bänderhöfen. Sie schlüpfte dann in Männerkleider und streunte abenteuernd durch das schöne Thüringerland, wo sie sich nächst den Freunden der Natur dem Gott Zufall überließ. Diesem Wandertrieb kam später die rettende Fügung in Gestalt einer Heirat zu Hilfe und bewahrte sie vor dem Ausgleiten auf schlüpfrigen Wegen des Verbrechens. Mit ihrem Mann, einem Geschirrhändler, bezog sie Märkte und Messen. In einem Bericht des nachmaligen Herrn Polizeirats, der inzwischen die ihm zugefügten Bisse großzügig vergeben haben mochte, heißt es: „... Anna B., alias Herr Vetter, erfreut sich jetzt eines guten Rufes, wenigstens ist Nachteiliges wider sie anher nicht mehr bekannt geworden...“

Bringt das Auto Glück?

Heiteres Geschichtchen von Karl Lütge



Zeichnung: Krusch

ling. Schließlich hat der etwas schüchterne, ansehnend guter Sitten besessene Jüngling, rechtzeitig zur Ruhe gehen zu dürfen, da er sich bereits vor Tau und Tag auf die Wanderföhnen gemacht habe. Man quartierte ihn bei Vater Weigel ein. Die Hausfrau zog sich in die Kammer der Tochter zurück.

Noch lange lag sie wach und erwog die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Neffen und ihrer Tochter, denn, daß beide bereits Geschmacks aneinander gefunden hatten, war ihrem weiblichen Feingefühl nicht entgangen. Nicht ungern spielte sie mit diesem Gedanken, der sie in rosigte Zukunftspfade einleitete.

Die Nachbarn nahmen wohlwollend Kenntnis von dem Besuch des Weigelischen Neffen. Überall fiel er annehmlich auf. Wenn Vater Weigel auch von den Regelfunktionen des Jünglings nicht sonderlich erbaud war, stellte er andererseits mit Genugtuung fest, daß der Neffe entschieden dem Vetter in gleichem Maße abhold, wie er seiner Tochter zugetan schien. Das Wiedersehen wurde beschloffen mit einem Ball im „Schützenhof“. Der Neffe mit seinem faszinierenden Blick und der blondgelockten Plattermähne entpuppte sich als ein Herzensbrecher, der allen Mädchen schöne Augen machte. Das reizende Fräulein Wase, die er bislang ausschließlich mit dem ganzen Scharm seines Wesens umworben hatte, beschloß hierauf, an die Eiferjucht des Herrn Veters zu appellieren. Hiermit hatte sie denn auch einen unerwarteten, ja, einen geradezu erschreckenden Erfolg. Der Vetter entpuppte sich als Othello von reinstem Wasser. Ein Wort gab das andere, bis „Othello“, in Blick und Mienen ein ganzes Furioso, es vorzog, sich im Dunkel des Gartens auszutoben.

Im Festsaal wurde er nicht mehr gesehen. Die Familie Weigel drängte schließlich zum Aufbruch. In allen bohnte der peinliche Gedanke, der Vetter habe in seinem Eiferjuchsanfall womöglich schon den Heimweg auf der nächsten Landstraße angetreten. Zu Hause angelangt, wurde diese Vermutung zur Gewißheit. Aber ein Unglück kommt selten allein. Die Tatsache, daß aus dem Lederbeutel vorsorglich ersparte Taler und aus den Schränken Kleider verschwunden waren, löste unerwartliche Gedankenverbindungen aus. Der Herr Vetter mit den bezaubernden Augen und dem wundervollen Blondschopf... Nicht auszudenken! Die Tochter fühlte ihr Herz aussetzen. Das war nun das unruhigste Ende laum aufgelauner Liebe!

Anderentags. Von den Dächern rufte die Tauben, als ein Hüter des Geheges auf die Landstraße hinausprengte, die Posten der Gegend zu alarmieren und ihnen ein Verzeichnis der entwendeten Gegenstände auszuhändigen. Ein Polizeileutnant, dem der Gendarm auf seiner Streife begegnete, interessierte sich für den Fall und

Mancher Mann gelangt auf verschörfelten Umwegen an ein Ziel: zu der Frau, nach der er sich sehnt —

Ludwig Werner fuhr vor einigen Wochen zum erstenmal auf Urlaub. Er war gewiß, daß er viel erleben würde. Die große, bunte Welt öffnete die Tür und ließ ihn eintreten zu Herrlichkeiten und Abenteuern.

Das Dörfchen am Gebirgsrand hatte andere entzückt. Ludwig Werner fand es begeistert. Er war nie in einem Dorf wie diesem gewesen, er fand in ihm Erfüllung seiner Sehnsucht, rastete und wartete.

Das große Abenteuer würde sich auch noch einstellen, hoffte er. Wenig Autos fuhr durch den Ort; in ihnen erblickte er mitunter Frauen mit todesblauen Augen. Bieleicht nahm ihn ein Auto mit —? Im Dorf gab es um die Zeit, wo er im billigsten Gasthof für zehn Tage zum Erholungsaufenthalt weilte, keine weiteren Gäste. Nur die Autos bargen die Möglichkeit zu Abenteuern; sie trugen die Unrast ins Dorf zu Ludwig Werner. Und nicht sie allein, auch die Karten der Kollegen! Da hieß es: „Gast du hübsche Abenteuer erlebt?“

„Ich habe“, antwortete Ludwig Werner großsprecherisch.

Bisher hatte er nie mehr scheinen wollen als er war. Jetzt regten sich Kräfte, und Verlangen wuchs.

Am vorletzten Tage seines Aufenthaltes in dem Dorf kam ein Auto am Waldrand, wo Ludwig Werner träumend im Gras lag, vorüber. Es hielt unfern dem Masten; die beiden Insassen stiegen aus und lagerten sich; ein Herr und eine Dame. Die Dame schien jung und schön zu sein. Der junge Mann konnte den Blick nicht von ihr wenden.

Die beiden Automobilisten sprachen ansehnend kein Wort miteinander. Der Herr legte sich auf die Seite. Bieleicht war er müde und wollte schlafen. Ludwig Werner beobachtete voll Spannung die junge Dame. Sie schien gelangweilt und beunruhigt zu sein. Er sah, wie sie ein silbernes Zigarettenbüchlein aus der Handtasche nahm. Sie griff zu einer Zigarette.

Rauchende Damen konnte der junge Mann bisher nie sonderlich gut leiden. Jetzt verstand er, warum mitunter Damen rauchten! Was sollte die verlassene junge Dame anderes jetzt tun —?

Ludwig Werner erhob sich und trat mit leichtem Schritt näher. Er griff zum Feuerzeug. Die Flamme sprang hurtig auf. Die Dame erschraf flüchtig vor der hohen Gestalt und der Flamme, die aus den Augen und dem billigen kleinen Nadelfeuerzeug brach.

„Oh, danke!“ flüsterte sie.

Sie erhob sich halb. Die Flamme kam ihr näher.

Da erwachte der im Halbschlaf liegende Herr.

„— J's'n los?“ murmelte er.

Der junge Mann löschte erschrocken die Flamme des Feuerzeugs und verbarg die verlangende Glut der Augen. Er ging mit tiefer Verneigung vor der jungen Dame weiter, wandte sich dann in Tröz und Enttäuschung und schritt noch einmal an dem Paar vorüber. Mit strengprüfenden Augen blickte ihn der Automobilist an. Recht so, dachte Ludwig Werner zerknirsch. Wahrheitsgemäß ist sie seine Frau!

Oder die Tochter? durchfuhr es ihn. Er prüfte das junge, hübsche, zierlich gerundete Gesicht; aber die Augen blieben von ihm abgewandt.

Als das Auto weitergefahren war, ging er zu dem Platz, wo die beiden Autofahrer gelagert hatten.

Da lag ein Bildchen.

Das Bildchen der jungen Dame.

Der junge Mann fragte nicht lange, ob zufällig verloren oder absichtlich für ihn liegen gelassen.

Er wußte: dies war sein Abenteuer! Eine schöne Frau gab sich ihm durch ihr Bild. Er wußte nicht, wer sie war, was sie war und wo sie lebte. Das bewegte ihn nicht. Durch das Bild band sie sich an ihn. Er war nicht allein. Sie begleitete ihn fortan; sie, die schön und gepflegt war, wie er nie eine Frau, außer im Kino, auf der Leinwand, gesehen hatte.

Als er seinen Dienst wieder antrat, fragten die Kollegen, welche Abenteuer er in seinem Urlaub erlebt habe. Er blieb standhaft und zeigte nur ein geheimnisvolles Gesicht.

„Aufsneider ohne Worte“, nannte ihn ein bissiger Kollege.

Ludwig Werner widerstand. Er lächelte mitunter. Manchmal griff er zur Brieftasche und tastete sie festsend ab. Dort barg er das Geheimnis, wußten die Kollegen bald.

Eines Tages rutschte ihm, als er sich tief von seinem hohen Holzstempel vor dem Pult bückte, die Brieftasche aus dem Rock. Sie flog zu Boden, und der Inhalt lag verstreut, oben auf das Bild der Frau.

Nun wußten es die Kollegen.

Eine Frau —!

Sie brachten Ludwig Werner zum Sprechen. Also Abenteuer mit einer Frau —? Schön —? Hübsch —? Ja, das zeigte das Bild. Traf er sich oft? Er wohnte in einem Palast, wie? Und hatte Auto und Diener, wie?

Ludwig Werner hätte dies törichte Gehebe, die lächerliche Vorstellungswelt der Kollegen, zerstreuen können durch ein männliches Wort. Er tat es nicht. Er konnte sein Geheimnis, dies erregende, nur ihm gehörende Abenteuer nicht preisgeben.

Das Bild, das ihm eine herrliche Frau hinterlassen hatte, ersetzte ihm die lebendige Wirklichkeit. Er ging an den Mädchen seines Bekanntenkreises, auch an Kessi Burger, der heimlich verehrten Kollegin, fast vorüber und lebte im Traum.

Das konnte nicht gut enden —

Die Kollegen, die ihn in das Abenteuer gestürzt, rissen ihn mit einem rücksichtslosen Griff aus seiner Verstrickung zurück. Mancher gelangt auf Umwegen an ein Ziel. —

Sie legten wortlos aufs Pult von Ludwig Werner ein Kesselfeld aus der Zeitung: Eine Filmschauspielerin. Unschwer zu erkennen, daß es das Bild derjenigen Frau war, das er in der Brieftasche mit sich herumtrug —

Er verglich nicht, er leugnete vor den anderen und vor sich, daß dies es war, die er im Wald getroffen und gesprochen und die ihm den vollen Glanz ihrer Augen zuwandte und leugnete leidenschaftlich, daß sie ihm, wenn sie es nicht selbst gewesen sein sollte, ein beliebiges Bild hinterlassen, das Bild einer Schauspielerin —

„Deine Frau im Mond“, sagte eines Tages ein älterer Kollege mit seinem Lächeln, „wechelt ihr Gesicht wie der bleiche Gefelle da oben. Hast du denn nicht gemerkt, daß man dir dein Bild ausgewechselt hat und das Bild der Filmschauspielerin, die ganz ähnlich aussieht, unterschob?“ — Abtrübselt auch die kleine Kessi Burger der Filmschauspielerin ähnlich. — Hast du das noch nicht bemerkt?“

Seimlich verärgert Ludwig Werner. Er traute seinen Augen kaum. Wirklich hatte man das Bild vertauscht. Er erkannte unsicher, daß nicht die Frau, die damals Gesehene, nicht körperlich ihn fesselte, sondern überhaupt eine Frau, an die man Hoffnung klammern, mit der man vereint ausstreiten konnte — und fand, daß tatsächlich Kessi Burger, die Kollegin, verblüffende Ähnlichkeit mit der eingebildeten geliebten Frau hatte —

Wenig später trug er ihr Bild. Mancher gelangt auf Umwegen an sein Ziel.

Er tastete die Rocktasche, wo er das Bild barg, so zärtlich und festsend ab, wie vorher bei der Frau im Mond.

Das war aber nun ganz in der Ordnung.

Ein fahrbarer Leuchtturm

Während es sonst Aufgabe eines Leuchtturms ist, unerrückbar fest auf seinem Platz zu stehen, wurde auf dem Berliner Flughafen Tempelhof ein fahrbarer Leuchtturm in Betrieb genommen. Einen Kilometer weit reichen die Strahlen dieses beweglichen Niefenlandelabers und ihr Streuwinkel beträgt 80 Grad. Er kann ohne Mühe überall dort eingeleitet werden, wo gerade ein Flugzeug nächstgelegener gelandet ist und des Lichtes bedarf.

Die Straße der 94 Kinder

Als man sich kürzlich in Compiègne den Kopf darüber zerbrach, wie die neu gebaute Autostraße zu benennen sei, da kam der Führer der Straßenbauarbeiter mit dem Vorschlag, die Straße nach den vielen Kindern zu nennen, für die dieses Werk das Brot durch manchen Monat geliefert habe, nach den 94 Kindern der 60 Arbeiter. Der originelle Vorschlag erreichte zuerst Kopfschütteln, dann aber sah man ein, daß er gar nicht so übel war, und so wurde denn richtig die Straße der Name „Zu den 94 Kindern“ verliehen.

Soldatenleben

„Der Dienst in der Wehrmacht ist Ehrendienst am deutschen Volk“ — Unsere Reichswehr, wie wir sie nicht kennen

„Selbstbewußt und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volk ein Vorbild männlicher Kraft sein. Nur Leistungen berechnen zum Stolz.“
von Hindenburg.

Um sechs Uhr früh steht die Abteilung angetreten auf dem Kasernenhof. Angetreten zur Übung. Die Oberwachmeister melden den Kompaniechefs — das Musikkorps formiert sich. Unter den Klängen eines flotten Marsches schwenkt die Abteilung dann aus dem Kasernenhof hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Und wo immer sie vorüberzieht, durch die Stadt, durch die Dörfer, da tun sich vor ihren frischen, kräftigen Stimmen und vor dem mitreißenden Rhythmus der Kesselpauken die Fenster und die Türen auf. Hände und Köpfe winken den stramm und tadellos ausgerichteten, grauen Kolonnen zu und die Kinder laufen dem flotten Zug noch lange, lange nach, bis in der Ferne die Marschmusik leise verklingt und nur noch eine Weile das dumpfe Dröhnen der Pauken zu hören ist. Und jeder geht, im Dorf oder in der Stadt, wieder an seine Arbeit. Der Meister an seine Drehbank, die Hausfrau an ihre Pflichten, die Mädchen an ihre Einkäufe. Aber alle haben noch lange ein Lächeln auf dem Gesicht und ein frohes, stolzes Gefühl im Herzen:



Sport als Mittel körperlicher Erleichterung



Ein richtiger Soldat ist auch ein tüchtiger Maschinenschlosser

praktische Jungs, unsere Reichswehrleute!

Und wenn wir uns für einen Abend Entspannung im Kino gönnen, so sehen wir



Reitübungen, hoch zu Ross

wohl einmal in der Wochenschau, die dem Hauptfilm vorangestellt wird, einen besonders interessanten Bildbericht: Der deutsche Kreuzer bei seiner Ausfahrt aus dem Kieler Hafen! Wir sehen das stolze, schlanke, blühende Schiff und auf dem Deck, schnurgerade ausgerichtet, die blauen Jungs in Freitagsmontur. Die Bänder ihrer Mützen flattern im frischen Seewind. Und der Kommandant spricht ein paar eindring-

volle Worte über die Bedeutung dieser Fahrt und daß dieses Schiff es sich zur Ehre anrechnen, auf seiner Weltreise deutschen Geist und deutsche Manneszucht um die ganze Erde zu tragen. Unter den Klängen des Deutschlandliedes, das die Kapelle schmetternd intoniert, gleitet langsam das Schiff hinaus in die offene See. Und die Menschenmenge, die am Kai dem Abschied begewohnt hat, winkt, ruft, jubelt — prächtige Leute, unsere blauen Jungs!

Ja, so kennen wir sie. „Nur Leistungen berechnen zum Stolz!“ Aber wie diese Leistungen erwachsen — das wissen wir zum Teil nicht so genau. Wir wissen wenig von der eisernen Selbstdisziplin, die gepflegt wird und in deren Schulung Männer herangebildet werden, die wirklich „Vorbild männlicher Kraft“ sein können. Härte und Entschlossenheit, bedingungsloser Einsatz der Person für Volk und Vaterland, Gehorsam — ein Gehorsam, dessen Grundlage Vertrauen ist. Und vor allem Kameradschaft! Unerlöschliche Kameradschaft im Leben wie im Kampf, im Kleinen und im Entscheidenden!

Zur geistlichen Disziplin wird die körperliche, strenge Zucht und Be-



Erfolgsame Stunden in der umfangreichen Bücherei

von einer anderen Seite die große Wahrheit erkennen und verstehen: Eine größere Liebe hat niemand als der, der sein Leben hingibt für seine Mitmenschen!

Gute Kameradschaft — dazu gehört auch die gegenseitige Erziehung, wie sie das Zusammenleben in der Kaserne mit sich bringt. Ein unvorschriftsmäßiges Soldatenkind ist so lange die Zielscheibe mehr oder minder gutmütigen Spottes und derber Streiche, bis sein Betragen zur Ordnung bekehrt ist. Denn Ordnung muß sein — dafür ist der „Stubendienst“ verantwortlich, der nicht nur die Blumen vor dem Fenster pflegt, sondern auch für das Wohl seiner Stubenkameraden sorgt. Kameradschaft in der Arbeit — im Stalldienst, beim Maschinenschleifen, beim Fuhrdienst, im Späß und im Ernst. Und daß auf diese Weise kraftvolle, lebensfähige und brauchbare Männer herangebildet werden, wird jeder erkennen, der unsere Jungs im grauen Rod einmal draußen, im praktischen Leben, beispielsweise bei der Erntehilfe, beobachten konnte.

„Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht. Charakter und Leistung bestimmen seinen Weg und Wert.“



Zapfenstech!

herrschung gefügt. Sport und Sportübung aller Art — vom begeisterten Fußballspiel bis zum schweren Geräteturnen in selbstmännlicher Ausrüstung — nimmt einen großen Raum in der Ausbildung des Soldaten ein. Körperbeherrschung ist ja nicht zuletzt die Grundlage des kämpferischen Willens und der soldatischen Leistungen.

Dazu kommt die geistige Auszubildung, die sich nicht in den Unterrichtsstunden erschöpft, sondern Ergänzung findet durch die Freizeit, die die Soldaten in den umfangreichen, wohlgeordneten Bibliotheken verbringen können. Neben populärer Wissenschaft und Literatur wird auch die Kunst gepflegt: die Musik, die unsere Militärorchester pflegen, erschöpft sich nicht mit Marschen und flotten Liedern, sondern zeigt oft ein erstaunlich hohes Maß von Können und Verfehen der klassischen Werke unserer großen Tonmeister, wie wir das bei gelegentlichen Militärkonzerten beobachten können.

Für diejenigen Mitglieder der Reichswehr — im übrigen auch die der Landespolizei — denen geistliche Fragen sehr am Herzen liegen, sind geistliche Exerzitien eingerichtet, zu denen freiwillige Meldung möglich ist. Diese Exerzitien, die drei Tage währen und in geistlicher Schulung, Vorträgen und Einführungen bestehen, werden fern dem lärmenden Kasernenhof und des Truppenübungsplatzes in der Stille eines alten Klosters abgehalten. Und diejenigen, die sie mitmachen, lernen nun auch



Und abends wird musiziert!

Photos Scherl

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

2. Fortsetzung.

Drittes Kapitel.

Die kleine, baufällige Villa in Lichterfelde war schon lange unbewohnt. Sie lag ziemlich tief in einem parkähnlichen, verwahrlosten Garten. Eine hohe, oben mit Stacheldraht und Glassternen geschnitzte Mauer umschloß das Grundstück. Das schwere Gittertor schien in seinen Angeln bereits eingetroffen.

Sämtliche Fensterläden der Villa waren geschlossen. Und darum brannte, trotzdem es gerade Mittag war, in einem der Räume Licht. Das ziemlich große Zimmer war behaglich eingerichtet. Hier und in den beiden anschließenden Räumen hauste seit vier Wochen die „Gruppe AF“.

Sie bestand aus vier Personen. Die drei Männer, Felix Bauvers, Vladimir Ostrog und Fedor Schenk, unterstanden der schönen Oliva Blanche.

Seit die „Gruppe AF“ nach der Entführung Brieners in ihrem Stadtnest von der Polizei aufgeföhrt wurde und fliehen mußte, hatte sie sich hier in dieser einsamen Villa eingenistet. Es war eine wirkliche Feste mit geheimen Ausgängen, von denen einer unter der Erde bis zum Keller eines benachbarten Hauses führte.

Oliva und die drei Männer hielten Kriegsrat.

„Es untersteht keinem Zweifel“, sagte Oliva, „daß das Papier sich nicht mehr in der Wohnung von Dr. Abelhausen befindet. Mit diesem Briener haben wir einen Fehlgriß gemacht.“

„Frau Abelhausen hat gestern ein Detektivbüro aufgeföhrt“, meinte Fedor Schenk. Er trug auch jetzt die braune Schöffelfeildung.

„Das wissen wir bereits“, sagte gelangweilt der elegante Felix Bauvers. Er sprach das Russisch, die Sprache ihrer Unterhaltung, im Gegensatz zu den anderen mit einem leichten fremdländischen Akzent.

„Nun, daß Frau Abelhausen sich an einen Detektiv wandte, beweist nur allzusehr, daß auch sie nach dem Papier sucht.“

„Nur, O!“, mischte sich jetzt in die Unterhaltung der ungeschlagte Vladimir Ostrog. „Dieser Kerl von Briener hat das Papier gestohlen und gut versteckt. Wir müssen abwarten, bis er wieder frei wird.“

„Das kann etwas lange dauern“, meinte ironisch Bauvers.

„Ich weiß, wo das Papier ist!“

Alle blickten überrascht auf Schenk.

„Entfinnt ihr euch auf den Laden, in den Briener, als wir auf seinen Ferien waren, plötzlich eintrat? Der Kerl hatte uns da wahrscheinlich schon bemerkt. In seiner Angst, wir könnten ihn gleich durchsuchen, betrat er das Geschäft und versteckte dort das Papier.“

„Fedor hat Recht!“ rief Oliva. „Und da Briener wohl keine Gelegenheit mehr hatte, in das Geschäft zurückzufahren, muß das Papier noch heute sich dort befinden.“

Oliva Blanche verstummte jäb. Die drei Männer waren aufgesprungen und starrten auf die Wand. Eine kleine rote Glühbirne, die, kaum sichtbar, unterhalb der Decke angebracht war, flammte auf und erlosch. Erlosch und flammte auf.

„Im Gang befindet sich jemand!“ rief mit gepreßter Stimme Oliva.

„Untersucht den Gang!“ befahl die Frau leise.

Ostrog und Schenk, den Revolver in der Hand, entfernten sich. Es vergingen mehrere Minuten, ehe sie zurückkehrten.

„Nichts!“ brummte Ostrog. Und Schenk bestätigte: „Wir konnten nichts entdecken.“

Sie atmeten auf. „Wir müssen uns beeilen; der Boden in Berlin wird uns zu heiß“, sagte Oliva.

Schenk und Bauvers entfernten sich. Sie verließen das Grundstück durch eine kleine Hintertür, die von außen kaum merkbar in die Wand eingelassen war.

Fernanda war den ganzen Vormittag unterwegs. In der Umgebung der Bismarckstraße gab es eine ganze Anzahl Musikalienhandlungen.

In einem Geschäft, das sie betrat, zeigte sie das Bild von Briener vor.

Der Inhaber, ein alter Herr, sah Fernanda überrascht an.

„Es ist noch keine halbe Stunde her, daß zwei Herren sich nach diesem Mann erkundigten. Abgesehen ist er vor ungefähr vier Wochen tatsächlich hier gewesen.“

Fernanda konnte ihre Enttäuschung kaum verhehlen. Man war ihr zuvorgekommen.

„Haben die beiden Herren hier etwas gesucht... und gefunden?“

„Aber, liebes Fräulein.“ Der weißhaarige Geigenbauer lachte. „Sie haben das Papier, das sie suchten, nicht gefunden, denn bereits vor vier Wochen ist jemand hier gewesen und hat großes Interesse für dieses Papier gezeigt.“

Fernanda fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen.

„Schon vor vier Wochen? Und er hat das Papier mitgenommen?“

Der alte Herr zuckte mit den Achseln. Allmählich erzählte Fernanda folgendes: Gleich an dem Brieners

Besuch folgenden Tage kam ein Herr in den Laden und bat den Inhaber, nach einem kleinen Zettel forschen zu dürfen, den Briener — der Besucher beschrieb genau sein Aussehen — am vergangenen Abend hier versteckt haben mußte. Bei der Suche konnte der Geigenbauer dem Fremden einen wichtigen Fingerzeig geben. Er hatte nämlich, während er Briener den Rücken kehrte, in der Spiegelverglasung des Notenregals beobachtet, wie Briener aus der Tasche einen kleinen Zettel hervorholte, in den Leimtopf griff und sich nachher an den Geigen zu schaffen machte. Kurz vor Geschäftsschluß wurde eine dieser Geigen, die bloß zur Reparatur hier lag, von ihrem Besitzer abgeholt. Dieser machte den Geigenbauer darauf aufmerksam, daß die Geige an einem Violinschlüssel mit noch feuchtem Leim beschmiert war. Als er dies alles seinem Besucher am folgenden Tag erzählte, folgte dieser mit Recht daraus, daß Briener den zusammengefalteten Zettel, nachdem er ihn mit etwas Leim beschmiert hatte, durch den Violinschlüssel in die Geige versteckt. Er dachte wahrscheinlich, bald wiederzukommen und die Geige zu erwerbten.

„Und fand der Fremde die Geige“, fragte Fernanda gespannt.

„Es ist wohl anzunehmen. Ich gab ihm die Adresse des Kunden: Fritz Hart, Kapellmeister, Sophie-Charlotte-Straße 96.“

„Haben Sie die Adresse auch vorher den beiden Herren angegeben?“

„Ich sah keinen Grund, es nicht zu tun.“

Fernanda bedankte sich. Sie war schon an der Tür, als der alte Herr sie zurückrief.

„Sehen Sie, jetzt fällt mir erst ein, daß der Kapellmeister Hart am selben Abend, als er seine Geige abholte, verreisen wollte. Er erzählte mir von einem Engagement in Italien, oder war es Spanien... so genau weiß ich es nicht mehr.“

Nun, die Sophie-Charlotte-Straße war nicht weit. Fernanda fand die Wohnung des Kapellmeisters. Sie war verschlossen, und niemand meldete sich auf das anhaltende Klingeln. Der Portier bestätigte, daß der Musiker seit ungefähr einem Monat verreist war. Er kannte nicht seinen augenblicklichen Aufenthaltsort.

Es war bereits spätabends, als Fernanda in den Vorräumen des Detektivinstituts Holmes landete. Im Zimmer des Direktors brannte noch Licht.

Fernanda berichtete ausführlich.

„Der Kerl scheint ziemlich verfahren zu sein“, meinte Holmes-Smiquila und lachte. „Ich konnte nicht so leicht entmutigen. Vor allem müssen wir erfahren, wo dieser Musiker mit der wertvollen Geige steht.“

„Meinen Sie, Herr Direktor, daß der Zettel noch in der Geige ist?“

„Keine Ahnung“, sagte der alte Herr und blickte auf die Tür, die soeben aufging. Ein nicht mehr junger Mann mit einem sympathischen Gesicht trat in das Zimmer. Er begrüßte die beiden.

„N Abend, Anstätt! Hoffentlich bringen Sie was Neues!“

„Leider nicht, Herr Direktor“, sagte der einflüge Kriminalinspektor und fragte sich die Glase. „Ich habe den Waler noch immer nicht entdeckt. Als Eimers vor einem Monat aus dem „Oriental“ verschwand, hatte er sein nicht allzu hübsches Gepäc zurückgelassen. Heute ging ich nochmals in das Hotel und erfuhr zu meiner großen Überraschung, daß die Sachen gestern abgeholt wurden. Nicht einmal die Nummer des Dienstmannes haben sich die Kerle gemerkt! Eine Bande, sage ich Ihnen.“

Doch Holmes-Smiquila war gar nicht niedergeschlagen. Komplikationen reizten ihn bloß; sie gaben für ihn nur neue Spannungen. Es war ihm ein Genuß, eine schwierige Aufgabe zu bewältigen.

„Sie beide“, wandte er sich an Fernanda und Anstätt, „unternehmen jetzt eine Bummeltour. Suchen Sie der Reihe nach die großen Amüsierlokale auf... Sehen Sie zu, daß es Ihnen gelingt, bei den Musikern zu erfahren, wo der Kapellmeister Fritz Hart sich aufhält.“

Fernanda und Anstätt zogen los. Unterwegs rief Fernanda das Polizeipräsidium an und ließ sich mit Inspektor Kremer verbinden.

„Wollen Sie mich wieder erpressen, Kollegin?“ rief er lachend, als er Fernandes Stimme erkannte.

„Im Gegenteil, Herr Inspektor! Ich will Ihnen einen Tip geben. Das Quartett, das Ihnen bei Brieners Verhaftung entkam, befindet sich noch in Berlin.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Vollkommen! Lassen Sie die Bahnhöfe und vor allem den Flugplatz in den nächsten Tagen scharf überwachen. Die Leute wollen nach dem Süden; Spanien oder Italien lockt sie.“

So, die werden mir jetzt hoffentlich nicht zuvorkommen, dachte Fernanda zufrieden und hängte an. Das Ergebnis der Bummeltour befriedigte sie weniger. Trotz eifriger Nachforschens war es ihr nicht gelungen, den Aufenthaltsort des Kapellmeisters zu erforschen.

Fernanda fuhr nach Hause. In der dunklen Dämmerung blickte sie einen Brief. Fernanda las die wenigen mit Schreibmaschine geschriebenen Zeilen. Einmal, dann ein

zweites Mal. Sie war wieder vollkommen wach. Das Schreiben lautete:

„Das Papier, das Sie suchen, befindet sich im Innern einer Geige. Der Inhaber dieser Geige ist der Kapellmeister Fritz Hart; er befindet sich zur Zeit in Barcelona, Cafe Royal. Jemand, der Sie anbietet.“

Fernanda las ein dutzendmal diesen sonderbaren Brief. Ihr erster Gedanke war: Ein schlechter Scherz! Doch der unbekannte Schreiber war überraschend gut informiert. Sie konnte diesen Scherz doch unmöglich ihrem Chef oder Anstätt zumuten. Auch war letzterer gar nicht genügend unterrichtet. Der Brief verriet ihr, außer dem schon Bekannten, die Adresse des Kapellmeisters. Falls sie stimmte! Und plötzlich blickte Fernanda, klar zu sehen: Das Schreiben war eine Finte ihrer unbekannten Gegner!

„Jemand, der Sie anbietet“, wie geschmacklos! Mit diesen Gedanken schlief sie ein.

Viertes Kapitel.

Nach Brieners Festnahme stellte sich nur allzusehn heraus, daß verschiedene Staatsanwaltschaften für ihn ein begriffliches Interesse zeigten.

So gelangte Briener nach dem Gerichtsgefängnis von C., einer kleinen Stadt, in deren Bereich Briener vor zwei Jahren sich etwas zuschulden kommen ließ. Das Gefängnis besaß nur wenige Zellen. Eine von ihnen nahm Johann Briener auf. Briener „genoh“ nicht zum ersten Male die Gastfreundschaft eines Gefängnisses. Er warf sich auf das harte Lager. Er war müde, doch zu sehr beschäftigt, ihn seine Gedanken, um Schlaf finden zu können.

Wenige Wochen vor seiner Verhaftung wurde er eines Abends auf der Straße von einem Manne angesprochen. Er lud Briener in ein Café ein. Bei ihrer nächsten Begegnung rückte er mit seinem Angebot heraus: Briener sollte versuchen, Dr. Abelhausen ein bestimmtes Papier zu entwenden.

Nun, er, Briener, war nicht auf den Kopf gefallen. Er wußte, um was es ging. Dr. Abelhausen arbeitete an irgendeiner großen Erfindung, vor deren Vollendung er stand. Für ein Trinkgeld wollte er nicht für andere die Kaskanien aus dem Feuer holen. Man einige sich auf geistigen Mark. Briener besaß einige Kenntnisse der Chemie. Sie genigten gerade, um ihn vor einem Fehlgriß bei dem Diebstahl zu schützen. Aus den Worten seiner Auftraggeber — sie kamen von nun an zu zweien — schloß er, daß auch sie nicht genau Bescheid wußten über die Art der Erfindung.

Briener erkannte allmählich: Sie waren selber nur Beauftragte. Er hielt sich, nicht mit Unrecht, für einen gereiften Kerl. Er erbat von Dr. Abelhausen einige Tage Urlaub. Nach ihrer letzten Zusammenkunft folgte er heimlich den beiden Fremden. Ihre sorglose Art — sie fühlten sich zu dieser Zeit noch völlig unbehelligt — erleichterte Brieners Vorhaben.

Wald wußte er, wo sie hausten. Auch, daß eine Frau und noch ein dritter Mann zu ihnen gehörten, blieb ihm nicht verborgen. Drei Tage lang beobachtete er mit zäher Ausdauer ihre Wohnung. Am dritten Nachmittag verließ die Frau das Haus. Sein Instinkt befahl ihm, ihr zu folgen.

Sie traf sich in einem Kaffeehaus mit einem Manne. Briener gelang es, einige Brocken ihrer Unterhaltung aufzufangen. Sie gaben ihm die Sicherheit, daß dieser fremde Herr der eigentliche Drahtzieher war.

Selbstverständlich folgte er ihm, als der Fremde das Café verließ. Eine halbe Stunde später sah er ihn das Gebäude einer ausländischen amtlichen Stelle betreten; er verließ es nicht mehr an diesem Abend. Am nächsten Morgen wußte Briener seinen Namen.

Er brauchte keinen Plan zu fassen. Seine Handlung, einmal im Besitz des begehrten Papiers, ergab sich von selbst. Für eine halbe Million, vielleicht verlangte er auch nur eine Viertelmillion, konnte der Mann das Papier haben.

Nun, es kam anders. Der Zettel, er war heute fohbarer als je, denn der Doktor hatte sein Geheimnis mit ins Grab genommen, lag in einer Geige versteckt in einem Laden. Was geschah, wenn das Instrument irgendein Fremder kaufte, den man nie wieder aufzuspüren konnte? Briener erschauerte bei diesem Gedanken.

Plötzlich horchte er. Die Schläge einer nahen Turmuhr verkündeten Mitternacht. Leise erhob er sich von seinem Lager. Er zog die Schuhe aus und bewegte sich lautlos in der Zelle. Lange verweilte er an dem Ofen. Er tastete seine Taschen ab. Es war natürlich vollkommen unnütz; er besaß keine eigenen Gegenstände.

Es war eine mühselige Arbeit, mit dem Löffelstiel einen Ziegel des kleinen Ofens freizubekommen. Nach zwei Stunden anstrengenden Arbeitens gelang es trotzdem. Die Lücke zu vergrößern, war jetzt verhältnismäßig leicht. Freudig gewahrte er, daß die Heizöffnung groß genug war, um seinen Körper durchzulassen.

Als er sich jedoch mit großer Vorsicht gleich an dieses Unternehmen heranwagte, fiel sein Kopf gegen ein Gitter. In der Finsternis hatte er den Gitterstich der Öffnung übersehen.

Entmutigt wollte er sein Vorhaben schon aufgeben. Da merkte er, das Schützgitter gab nach. Man hatte ver-gessen, das Hängeschloß aufzulösen.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 23. Juni 1935

Vom wüßigstollsten Sonnenbrand und vom schneidigsten Wittern und so

Natürlich mühte man eigentlich heute einen schwingvollen Absatz über Johannistag und Sonnenwende und so schreiben. Oder man mühte zum Lobe des Sommers ein schwingvolles Wort sagen, und darüber einen ganzen Satz, daß nun die Tage wieder kürzer werden; indem wir diese Feststellung in unserem arglosen Herzen schmilzen lassen, wird es uns doch auch gleichzeitig etwas kalt auf dem Rücken, und der unpolitische Chronist schwebt in der entsehligen Versuchung, ein paar abermal's und immer wieder passende Worte auf die "Diagiarier" loszulassen, wenn dieser unpolitische Chronist nicht eben doch fürchtete, daß ihm dieses mit Recht so beliebte Gespräch über das Wetter mit der geistreichen Bemerkung unterbrochen würde: "Sie merken aber auch alles!"

Geht man abrigens einsam über Land, dann wird es einem bald klar, daß der Bauer und jedermann, der etwas von Ernteausichten und solchen Dingen versteht — und wer täte das nicht? — wahrscheinlich gar nicht der Meinung sind, daß wir in diesem Sommer besonders "schlechtes" Wetter gehabt hätten. Es gibt ja sogar Leute, die da sagen, es gebe überhaupt kein schlechtes Wetter, vielmehr dürfe man nur unterscheiden zwischen "Regenwetter", "Sonnenwetter", "Windwetter", "Wolkenwetter" usw. Schlechtes Wetter sei nur Hagelschlag und Donnerkeil, Wolkenbruch und Hochwasser.

Na, — wir wollen uns mit solchen Wortakrobatiken nicht streiten, zumal wir alle ja so friedfertige Naturen sind und wie es immer schrecklich lange dauert, bis wir uns entschließen, uns zu zanken. Wenn wir übrigens durch die Felder, durch die Äuen gehen, wandeln, laufen, schlafen, spazieren oder fahren, dann möchte man tatsächlich zu der Meinung kommen, daß es draußen im Feld gar nicht nach schlechtem Wetter aussieht. Wir Städter und Auenfänger in der Beurteilung solcher elementarer Dinge stellen natürlich andere Ansprüche an das Wetter und so; wir wollen einerseits natürlich die Ernten und insofern reiche Nahrung, andererseits aber wollen wir auch etwas "vom Sommer haben!" Und indem wir feststellen, daß nun schon die Tage kürzer werden, bekommen wir einen Mordschrecken, daß es schon wieder so weit ist; wir ahnen nur, daß draußen der Mohn blüht, die Kamille duftet und die Kornblume blüht, wir erinnern uns nur schwach der Tatsache, daß wir doch eigentlich um diese Zeit einmal dann und wann in den Wald gingen oder in den Wend, und daß wir gar nicht an einen Regenschirm oder an ein Gewitter dachten.

Gewitter sind doch sonst Ausnahmeerscheinungen, Regenwetter im Sommer zeigen sich in wohltemperierten Wetterberichten an, und unsere Wanderungen und Spaziergänge waren eine von Bliz und Ungewitter (fulgere et tempestas!) — hohh!) vollkommen unbedrohte Angelegenheit, während wir ja heuer nicht einmal ohne Schirm oder ohne Furcht im Herzen, von Regen oder Gewitter überrascht zu werden, zum Hof gehen können, falls dieser Hof im Hof ist oder sonstwo im Freien.

Mitten im kalten Juni haben wir einen Schnupfen, (schneidig!), keine Gelegenheit haben wir zu schreiben, wie "lieblich die Juninächte" sind, es regnet weder was, noch haben wir eine passende Gelegenheit, an nachlässigerweise auf der Bank sitzenden Liebespaaren Kerk zu nehmen, und das alles sind doch Privilegien, die wir vom Sommer einfach gratis und franco geliefert bekommen, falls er "normal" ist. Aber es ist es nicht; er ist anormal; die Wetterkundigen sagen es übereinstimmend, und auch die Laubfrösche scheinen einen "Schlag mit der Wachsbürste" bekommen zu haben, denn sie turnen egalweg auf der obersten Sprosse ihres Wetterglaßes herum, würden bestimmt noch einige Stufen höher klettern, wenn sie noch welche hätten, und trotzdem auch alles behauptet, es müsse sich nun alles, alles wenden, regnet es, donnert es, ist "schlechtes" Wetter; und trotzdem wächst es draußen, daß es eine Lust ist, das zu sehen. Und wir werden wahrscheinlich nach diesem Sommer dazu kommen, sagen zu müssen, daß ein Gewitterregensommer ein schöner Sommer ist, und ein heißer, trockener Sommer ein schlechter. Von Strandbad und Seebad, von unserem Sonnenbrand brauchen wir uns gar nicht zu unterhalten. Sonnenbrand ist in diesem Jahre geradezu ein Kunststück; nur, wer sich in wilder Hast in die Sonne stürzt, wenn sie sich mal eben sehen läßt, haben ein Recht und eine Möglichkeit dafür. Wieviel Sonnenbrandkreme bleibt ungenutzt, wieviel Bleichgefichter warten auf eine andere Farbe, wieviel Eismänner seufzen nach Hitze, wieviel Badeanstalten senden einen Seufzer nach dem anderen in die Wolken, wieviele Badehofen, bar jeder Hoffnung, schrumpfen unansehnlich dem neuen Winter entgegen!!

Scheinbar, daß die Tage nun schon wieder kürzer werden. Bleibt nur die Hoffnung, daß der himmlische Wettermacher Petrus angesichts der verweirtesten Betrachtungen des unpolitischen Chronisten Diaz von Mitleid getroffen ein anderes angenehmeres Wetter anordnet. Ich möchte deswegen nicht gerade Ratsch mit den Bauern bekommen, aber wir können uns ja auf eine gerechte Verteilung von Regen und Sonnenschein einigen, ne wahr?

Ein witziger Mann

Auch die folgende Angelegenheit soll etwas zur Entlastung der Beamten beitragen. Man sagt ja oft genug, daß die meisten Beamten im Dienst keinen Humor hätten; ich bestreite solche Behauptung heftig und mit Begeisterung, indem ich an jenes Schild erinnere, das früher — ich weiß nicht, ob es noch existiert — an den Postkassanten stand, und das die Aufschrift trug: "Beamter ist für kurze Zeit ausgetreten." Es liegt mir, weil ich dieses Thema abgenutzt habe, fern, aus diesem Schild noch weiteres Kapital zu schlagen.

Aber dafür habe ich einen anderen feinen Tipp bekommen, der ausschlaggebend beweist, daß Beamten auch im Dienst Witze machen. Erlebt habe ich diesen Scherz nicht selbst, aber er ist so gut, daß man ihn abschreiben darf:

— Auf dem Postamt in Aberdeen kam ein Brief, der eigentlich nach Edinburgh gehörte. Er war an eine in Schottland sehr bekannte Firma Saint gerichtet, und der Absender mußte sich ganz einfach verschrieben haben. Der Postbeamte, der den Brief in die Hände bekam, zeigte sich witzig veranlagt, denn er leitete den Brief an seinen Kollegen in Edinburgh mit dem Vermerk weiter: "No Saints in Aberdeen (In Aberdeen gibt es keine Heiligen)." —

Kohlen gegen Gas

Die Neuer Kohlenhändler haben die Mobilmachung gegen das Gas befohlen; am vergangenen Samstag sind sie dann zum ersten Male mit rund 25 Fahrzeugen gegen das Gas in den Krieg gezogen. Die Bürger standen am Rande der Straßen und sahen sich den Aufmarsch an. Durchweg wird der Zeit- und Volksgeist in diesem Kriege neutral bleiben; für ihn ist die Frage Kohlen oder Gas eine Frage, die nicht vom Standpunkt der Sympathie oder Antipathie erledigt und erzwungen wird, sondern vielmehr vom Standpunkt des Portemonnaies aus. Unbewußt ist damit auch der nur scheinbar an den Motiven dieser Auseinandersetzung zwischen Kohle und Gas desinteressierte Bürger Partei geworden, und in dieser Frage des Portemonnaies liegt auch die Entscheidung begründet. Zwischen durch äußern sich dann verbenderweise die beiden Gruppen Gas und Kohle.

Beide haben sicher spezielle Vorzüge, beide haben sicher spezielle Nachteile; beide — Vorzüge und Nachteile — muß man in den Kauf nehmen und in die Kalkulation einsehen, bei welcher Feststellung wir Zeitungsleute natürlich egoistischerweise auf die Vorteile der Zeitungsanzeige hinweisen müssen. Uns wäre es am liebsten, wenn in dieser Woche die Gasanhänger eine ganze Seite Anzeigen in die Zeitung setzen, und wenn in der nächsten Woche die Kohlenanhänger sich bewegen könnten, den gleichen Weg zu beschreiten. Die Zeitung möchte in diesem Kriege gerne eine "von Kriegslieferant" werden, wenn sie den beiderseitigen Aufwand in für und wider sieht.

Wir rufen aus dem Geschlecht der Männer, die über Kohlen nur zum Beginn des Herbstes ernstlich nachzudenken pflegen, sind im Juni — mag er noch so schäbig sein — diesen Fragen gegenüber durchaus kühl bis an das Herz heran, bis wir einmal eines Tages in der Küche feststellen, daß ja auch im schönsten Sommer schließlich gekocht werden muß, und bei solcher Feststellung müssen wir uns mit Händen und Füßen dagegen wehren. Partei in diesem Kriege Gas gegen Kohle oder Kohle gegen Gas zu werden. Wir fühlen, wie wir innerlich durchaus bereit sind, sowohl uns des einen wie des anderen zu bedienen, wenn es unserem Portemonnaie entgegenkommt, und speziell der unpolitische Chronist stellt am Ende dieser geistvollen Betrachtung fest, daß dieser Quatsch hier eigentlich gar nicht geschrieben zu werden brauchte, wenn er nicht die Möglichkeit hat, entscheidend in diesen Kampf der Wagen und Gefänge eingreifen zu können. Aber er kann nicht!

Ein gründlicher Mann

Man kann die Berufsfreude auch übertreiben; da soll mir niemand sagen, daß es das nicht gebe. Um auch die Skeptiker zu überzeugen, wollen wir ein Beispiel nehmen, das den absoluten Vorzug hat, wahr zu sein. Sonst würde es ja auch nichts beweisen können.

In Luzern, bei der Schweizer Bundesbahn, wurde ein junger Mann eingestellt, der mit dem wichtigsten Amte betraut wurde, dafür zu sorgen, daß vor allem die Weichen in Ordnung gehalten würden; er sollte sie sauber halten und schmieren. Namentlich das Schmieren war ihm besonders eindrucklich an das Herz gelegt worden, wenn man diese Bezeichnungen überhaupt miteinander verbinden kann. Die Arbeit wurde ihm von einem Praktiker genau erklärt und gezeigt, was er zu tun habe; der Neuling fand die Arbeit nicht sonderlich schwer, und er glaubte, leicht damit fertig zu werden, zumal er vor Eifer brannte.

Mit ermunternden Worten wurde der junge Mann in sein Amt entlassen. Aber schon am nächsten Tage fehlte der eifrige junge Mann, den man mit einer großen Oelfarne bewaffnet hatte beim Dienst. Auch für die folgenden Tage blieb er ver-

schwunden; die Sache wurde ein Problem, das schon mehr die Polizei als die Schweizer Bundesbahn interessierte. Endlich, nach 14 Tagen lichtete sich das Dunkel, das sich um den frisch eingestellten und dann jäh verschwundenen Weichenhändler gebreitet hatte; da nämlich, als ein Telegramm an den Stationsvorsteher von Luzern eintraf, woraus folgendes zu lesen war: "Bin in Bellinzona, sendet bitte sofort Öl!" Da war also der eifrige Weichenhändler immer weiter der Bahn entlang gewandert, hatte seinen Dienst verrichtet und war schließlich bis an die schweizerisch-italienische Landesgrenze gelangt, wo erst der Mangel an Schmieröl seinem Eifer ein Ende setzte. Sicher wäre er einige 14 Tage später in Rom gelandet, wenn er eben Öl genug gehabt hätte. Nur der Mangel an Material konnte ihn hemmen.

Und so was freut einen ja dann auch wieder! Ein Vorbild eines fleißigen Menschen; und seine Leistung würde — übertragen auf andere Berufe — etwa bedeuten, daß die Leute auf den Büros erst zu schreiben aufhören würden, wenn sie keine Tinte und keinen Federhalter mehr haben. Weitere Auslegungen liegen so nahe, daß wir uns die Ausschmückung gerne ersparen.

Einladung zur Kirmes

Unsere Leser haben es mittlerweile gemerkt, daß rings um Neuk die Schützenfeste und Kirmesfeste ausgebrochen sind; wir nehmen natürlich lebhaften Anteil an all diesen frohen Ereignissen, wenn unsere Spezialschützenfest- und Kirmesmitarbeiter auch gelegentlich meinen, daß nichts so schwer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen. Die richtigen Neuker aber unterhalten spezielle und nützliche Beziehungen zu den Schützenfesten und Kirmesen sowohl in den Vororten als auch in den Orten im Lande. Sie sind eine Art von Training in mehr als einer Beziehung, ihre Reihenfolge aber ist der Zeiger auf das eigene Fest, auf das Neuker fest, das uns allen ja so sehr am Herzen liegt.

Zur Kirmes muß man eingeladen werden; man kann nicht ungerufen dahin fahren, und wenn auch der Herr von der Presse an manchen Stellen und Orten uneinzeladen in die Erscheinung tritt, so wird er doch von den "festgebenden Vereinen" meistens mehr oder weniger höflich eingeladen.

Die Form der höflichen Einladung dürfte unseren Lesern durchweg bekannt sein; von der weniger höflichen Form möchte ich unseren Lesern eine Probe geben, wie sie dieser Tage auf den Redaktionsstisch flatterte. Troßdem sie so höflich war, konnten wir natürlich der Versuchung, ihr Folge zu leisten, nicht widerstehen, zumal man ja auch bei dem Besuch den Ton dieser Einladung irgendwie zu forrieren hat, was man ja am besten dann, wenn die Gemüter festlich bewegt sind. Besagte bestimmte Einladung klappte in dem Satz:

"... Wir betrachten es natürlich als selbstverständlich, daß Ihr Berichterstatter sich am Sonntag in ... einfindet, und daß, wie es auch bei anderen Orten geschehen ist, ein eingehender Bericht am Montag erscheint." Für den anderen Fall war zwar nicht mit Erscheinen gedroht worden, aber es scheint doch, als ob dem armen Schreiber mindestens etwas Ähnliches gedroht hätte, falls er etwa nicht zur Kirmes gekommen wäre.

Es ist schon ein schwerer Beruf, nicht wahr?

Diaz

Der geräuschvolle Mieter

Bismard wohnte als Gesandter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt bei einem notorischen Preußenkrieger. Als er kurz nach seinem Einzug eine Glode beanpruchte, da es ihm, wie er sagte, zu mühevoll sei, seinen Diener jedesmal zu rufen, wenn er ihn benötige, erklärte der Hausherr kategorisch, dies sei Sache des Mieters und nicht des Vermieters. Worauf er dem ihm höchst unympathischen Vertreter Preußens den Rücken lehnte.

Tags darauf wurde dieser biedere Frankfurter Bürger durch heftige Pistolenschüsse, die aus den Zimmern Bismards drangen, aus seiner vormärzlichen Ruhe geschreckt. Als er aber, seine Furchtsamkeit überwindend, in die Wohnung des geräuschvollen Mieters einbrach, fand er diesen in aller Seelenruhe beim Studium seiner Akten, während die Pistole, noch rauchend, neben ihm auf dem Schreibtisch lag.

"Ja, bei Gott, — was ist denn geschehen?" rammelte der Hausherr und blickt sich schon nach dem vermeintlichen Opfer preußischer Kampfeslust um. "Geschehen? Nichts! Ich habe nur meinen Diener verhandelt, daß ich ihn benötige."

Der Hausherr zieht sich mit laulend Entschuldigungen und Bücklingen zurück. Aber noch zur selben Stunde war die von Bismard angeforderte Zimmerglode zur Stelle.

Ein bißchen Mazedonien

Während des Berliner Kongresses im Jahre 1878 fand ein gemütliches Abendessen der beteiligten Diplomaten statt, an dem, so hatte man verabredet, kein Wort über Politik gesprochen werden durfte. Der damals berühmte griechische Gesandte Rhangabe verstand es dennoch, während des Essens einem seiner wichtigsten Wünsche Nachdruck zu verleihen, und das kam so.

Man hatte auf der Speisekarte, um den internationalen Charakter des Besammens zu betonen, den Gerichten allerlei Namen gegeben, die sich auf die einzelnen Länder bezogen. So führte eine Gemüsepilze den Namen "Mazedonien". Als der Diener das Gericht dem griechischen Gesandten anbot, dankte dieser. Bismard sah es und fragte über die Tafel hin: "Warum verzichten Sie, Erzlellenz? Nehmen Sie doch ein bißchen 'Mazedonien'!"

Darauf Rhangabe, laut und allen vernehmbar: "Nur ein bißchen, Durchlaucht? Das ganze will ich haben!"

Der Finkensängerkrieg auf der Wolfsburg

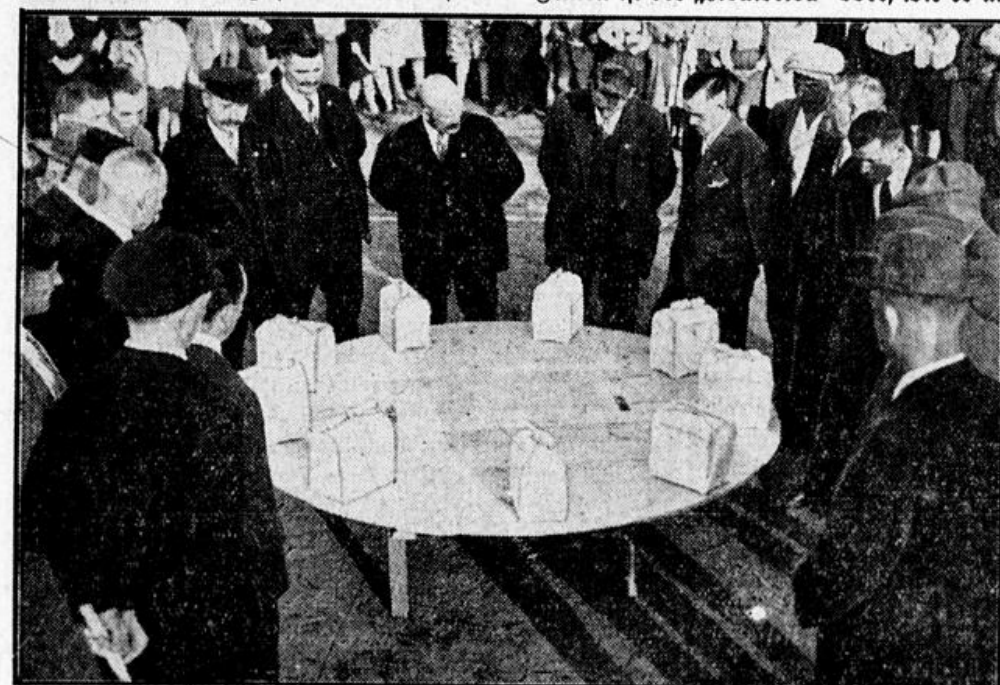
Finkensingen, ein alter Volksbrauch im Harz

Fünfundsiebzig Jahre vor dem Kampf gegen das Vogelmorden in Italien begann im Harz die Ausrottung der Vogelstellers. Mit harten Gelehen wurde der Hebel angelegt, um dem grausamen Sport ein Ende zu machen, dem in jedem Jahr Millionen Rotkehlchen und Dompfaffen, Harznachtigallen und Kreuzschnäbel zum Opfer fielen.

Offen rebellierend lehnten sich die Vogel-fänger gegen die Verbote auf. Sie kämpften um ihre Vogelherde, um Neze und Leim-ruten wie die Wildddiebe um das Recht des freien Abschusses. In blinder Leidenschaft setzten sie ihr Leben aufs Spiel. Förster und Waldarbeiter wurden ihre Todfeinde. Geis-tliche, die von den Kanzeln herab das Trei-ben der Vogelmörder anprangerten, ver-folgt sie mit ihrem Haß. Mehr als einmal fuhr der rote Hahn in das Dachgebälk der Pfarrhäuser, mehr als einmal fand man Waldaussäher aus vielen Wunden blutend im Dornenstige.

Aber die königliche Landdrostei in Sil-besheim ließ sich in ihrem Kulturkampf nicht irremachen. Der Einschränkung des Vogel-fangs folgte im August 1877 das absolute

Verbot; die Verfolgung wurde schärfer, die Strafen wurden härter. In den Kirchen und Schulen setzte eine Aufklärungswelle ein, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Die gesunden Elemente im Volk griffen mit vollstüm-migen Mitteln ein. Sie wollten den Harz nicht von seinen Waldfängern entvölkern lassen. Wenn die Vögel Standinaviens im Herbst nach dem Süden zogen und auf deut-schen Bergen rasteten, und wenn sie im Frühling aus dem Süden zurückkehrten, bil-deten sich Prügelformandos, die auf un-belehrbare Vogelsteller Treibjagden veran-stalteten und sie auf ihre Weise bekehrten. In kurzer Zeit erreichten die freiwilligen Helfer, was den amtlichen Stellen nicht ge-lungen war. Das Singvogelmorden zog sich in unwegsame Bergschluchten zurück und wurde vollkommen ausgerottet, als die Hausfrauen sich weigerten, gespidte Stie-gelste und gebratene Graasmücken auf den Tisch zu bringen.



Endlich ist die engere Auswahl der besten Sänger getroffen und die Ehrenpreisverteilung beginnt.

Aber die Leidenschaft der Harzer für die Waldfänger als Stubenvögel wurzelte zu tief, als daß es gelang, sie gänzlich aus dem Leben des Volkes zu beseitigen. Da sie keine Gefahr für die Erhaltung der Vogelwelt

war, drückten die Behörden beide Augen zu und duldeten stillschweigend den Gang von Kreuzschnäbeln und Finken für die engen Bergmannsstübchen und Waldbarbeiter-hütten. Wenn im Frühjahr der erste warme Sonnenstrahl die Schneegläschen weckte, er-schienen auch die „Bügelweiden“ vor den Fenstern in den Bergstädten. Der „Fink“, der „Quäfer“ und der „Zwuntsch“ übten emsig ihre Strophen, und wenn der Häuer von der Nachtschicht nach Hause kam, galt seine erste Sorge seinem Hausfänger, für den er oft seine ganzen Ersparnisse opfer-te. Noch heute erzählt man sich in Altenau die Geschichte von dem „Lugelhenrich“, der seine Kuh für einen Finken eintauschte, dessen Schlag ihm wie ein Engelsstimmen erschien, und an dessen Vögel er glücklicher wurde als am Vögel aller Schätze der Welt.

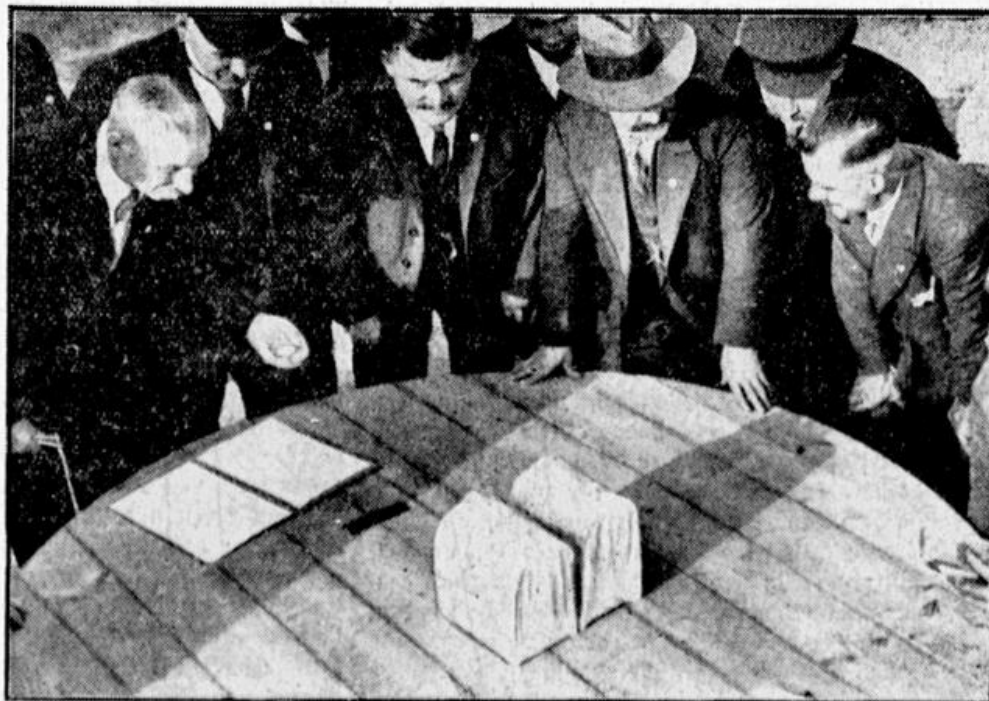
Einmal im Jahr, in der Nacht vom Pfingstsonntag zum Pfingstmontag, öffnen sich in den kleinen Harznestern geheim-nisvoll die Türen der schiefergiebeligen Häu-ser. Vergleite, Wald-arbeiter und im Feuer-schein der Schmelz- und Hochöfen ge-bräunte Hüttenleute wandern im spär-lichen Licht ihrer Handlaternen durch den nachdunklen Wald. Sie kommen aus Altrode und Haf-felsfelde, aus Wien-robe und Stiege, von überall dorthin, wo die Vogelzucht noch ein geheiligter Volks-brauch ist. In den Händen tragen die Männer mit zarter Sorgfalt die verhäng-ten Häuschen ihrer Lieb-linge, die auf ihren Stangen und Schaufeln sitzen und, unbeirrt durch die Wälderschlacht, weiter-schlafen. In den Kreuz-wegen treffen sich die Kameradschaften. Flüsternd begrüßen sie sich. Dann ziehen sie gemeinsam, ostimen-dolent Gänsemärsch

über die alten Heidenstiege und Kaiser-strassen, die nur der Harzer kennt. Wenn die Vogelhenrichs das Ebenwäldchen durch-queren, in dem Jahrhunderte alte ver-moderte Baumstämme in den Moorgrund sin-ken, leuchten grüne Gespensferangen aus den Zweigen. Das sind verlassene Vogel-nester, die sich Einsamkeiten der Sonnen-meise aus den phosphoreszierenden Holz-fäulechen sterbender Bäume bauten. End-lich ist die Klostertappe erreicht. Über den Kellnerstieg geht es in die Tiefe. Dort liegt, hoch über dem Eisenhüttenwert



Rundgang des Obmanns, um die stiftgewordenen Sänger auszuscheiden

Thale die „Wolfsburg“, der Schauplatz des Finkensängerkrieges. Vor Sonnen-aufgang stehen hier die kleinen Wald-fänger in verhängten Vogelbauern in der festlich geschmückten Halle. Und nun be-ginnt das Ausfingen. Der erste Licht-strahl der Pfingstmontagssonne weckt einen Frühaufsteher. Unbekümmert um seinen Herrn, dem es lieber wäre, wenn der „Fürtwig“ seine kleine Knecht-schönen würde, singt er sein Morgen-lied. Verschlafen schütteln die „Weiden“ und „Grob-Weiden“ ihre Federn, probieren leise



Die beiden letzten Konkurrenten. Photos (4): Herbert Hoffmann

Ihr Stimmchen und lassen jubelnd in den Lobgesang ein. Stunden hindurch singen sie. Nur wenige fallen aus und haben ver-sungen. Traurig tragen ihre Vögel sie aus dem Kreis. Die dritte Stunde lichtet die Schar der Sänger. Müde beenden sie ihren Wettkampf. Immer enger rücken die Ringe an den Tisch der Preisrichter heran. Mit lodendem Pfeifen versuchen die Finken-züchter ihre Lieb-linge anzuspornen. Man-chmal gelingt es, meistens geben die Tierchen aber nicht mehr, als sie eben können.

Die beiden letzten Sänger vereinen noch einmal alle Spannung auf ihre Kunst. Die Preisrichter kriechen mit den Ohren fast in die Bauer hinein. „Singt er noch?“ — „Ziti weida reida fagiet...“ „Ein einziger noch!“

Der Sängerkrieg ist zu Ende. Der „Drit-zigstler“ aus Altenbrat hat gesiegt. Jubelnd wird er in der Helmat empfangen. Er ist der Finkenkönig. Geliebt und geschätzt von der ganzen Familie und heiß um-worben von allen, die Finken lieben.

Hans Brennecke.



Bild auf die Kampfstätte des Finkensängerkrieges kurz nach Beginn des Kampfes um 5 Uhr früh.

MODE UND HEIM

Der Schrecken der Jahreszeit

Das zeitgemäße Böwlechen!

Schon wieder eine Einladung „zu einem kleinen, zeitgemäßen Böwlechen!“ Und der Erfahrene seufzt und berechnet, wie groß die Arbeitsbürde für ihn an dem, der Einladung folgenden Tag sein wird. Danach nämlich richtet er seine An- und Zusage. Denn im Geiste sieht der Erfahrene den siebenstündigen Gastgeber der Weinhandlung betreten, sich vertraulich über den Weinhandel leiten und nach einer Sendung Weißwein verlangen — „etwas ganz Leichtes, wissen Sie, nur zur Böwle!“ Ist der Verkäufer gebärgt, so sagt er schonungslos: „Dies hier, mein Herr, ist der billigste Moselwein, den wir führen!“ Und nach einem Anstandsaugeblick des Bögers greift der Gastgeber freudig zu. Noch eine Flasche preiswerten Obstweins und ein paar Früchte oder Kräuter der Jahreszeit — nun können die lieben Gäste kommen!

Und sie kommen tatsächlich, sie probieren und finden, vor allem in anregender Gesellschaft, die Böwle nicht ganz so schlecht, wie sie erwarten war. Sie sprechen dem kühlen Getränk reichlich zu und — ja, am nächsten Morgen ist dann das Unglück geschehen. Aber den Grad des Leidens, das dem „zeitgemäßen Böwlechen“ meist zu folgen pflegt, schmeckt des Sängers Höllichkeit.

Um so deutlicher sei es diesmal ausgesprochen, daß eine Böwle kein Feuerwerk ist, aus dem billige und schlechte Weine geläutert und blumig wie der Vogel Phönix aus der Asche hervorgehen. Im Gegenteil — die Fruchtbeigabe häßt die Weine nur noch in ihren unangenehmen Eigenschaften. Das sollten sich alle Leute gesagt sein lassen, die liebe Freunde zu einer Böwle bitten. Der Wein darf leicht, er darf aber niemals schlecht sein. Typische „Böwleweine“ sind mit Mistrauen und Vorsicht zu genießen. Und Obstfest — nein, dann schon lieber gutes,

reines Sprudelwasser, das richtet weniger Unheil an! Dann sollen keine Eisrücken in der Böwle schwimmen, sondern rings um das Böwleckengefäß kühlend wirken. Und nun noch ein paar empfehlenswerte Rezepte, an Stelle der bekannten Erdbeer-, Maistrauter- und Pfirsichböwle.

Da hätten wir beispielsweise die **Kirschenböwle**. Ein Pfund reife und gut gewaschene, entsteinte Kirschen werden durch ein Sieb gerieben, dann fügen man dem Fruchtbrei einige zerstoßene Kerne bei. Darüber kommt eine halbe Flasche Rheinwein, dann stellt man das Ganze auf Eis. Nach einer Stunde gießt man den Saft durch ein Sieb ins Böwleckengefäß, in dem ein Viertelpfund Zucker mit Eiswasser aufgelöst ist. Es kommen nun noch eine halbe Flasche Rhein- und eine Flasche Moselwein hinzu sowie zwei bis vier Gläsern Kirschwasser.

Zur **Gurkenböwle** gehört eine geschälte, große Gurke, die halbiert, vom Kernhaus befreit und in Streifen geschnitten mit 200 Gramm Zucker bestreut eine Stunde ziehen muß. Dann gibt man zwei Flaschen Rotwein und ein Glaschen Maraschino hinzu, gießt alles durch ein Sieb und stellt die Böwle auf Eis. Beim Auftragen fügen man noch zwei Gläsern eisgekühltes Selterswasser hinzu.

Böwle aus bunten Früchten, dazu nimmt man je ein halbes Pfund Pfirsiche, Ananas, ein Viertelpfund Himbeeren und ebensoviel Melonenfleisch. Man kocht jetzt eine halbe Flasche Weißwein mit einem Pfund Zucker auf, fügen eine Prise Rint und Zitronenschale hinzu und ein halbes Pfund durchgetriebene Erdbeeren. Nach dem Erkalten gibt man diese über die Früchte, gießt Weißwein und Selters dazu und kurb vor dem Auftragen noch eine Flasche Selt.

Achtung Hausfrau!

Was reicht man zu Böwle und Fruchtstift?

Am hübschesten und schmackhaftesten ist es, wenn man zur Böwle — und meist läßt man ja heute zur Böwle nach dem Abendessen ein — einen lustigen Teller voll bunten Kleingebäcks reicht. Zu diesem Zweck legt man einen kleinen Vorrat verschiedenen Backwerks an, das sich in Medaillons aufhält. Man kommt dann selbst bei überraschendem Besuch nicht in Verlegenheit und hat stets etwas Leckeres bereit, wenn dem Gast auch sonst nur ein Glas Fruchtstift angeboten wird.

Schokoladenmusfeln. Man braucht dazu ein Pfund Mandeln, ein Pfund Zucker, 180 Gramm geriebene Schokolade, acht Eiweiß, zehn Gramm Rint, eine Zitrone. Die ungeschälten Mandeln werden gerieben, die Eiweiß zu steifem Schnee geschlagen, mit Zucker und Zitronensaft und Schale schaumig gerührt, dann Schokolade und Rint daruntergegeben, schließlich die Mandeln mit verrührt, kleine Kugeln geformt, die man in die mit Zucker ausgestreuten Nusschalenformen gibt und bei mäßiger Hitze bäckt.

Schwarze und weiße Brezeln. Man braucht 140 Gramm Butter, ebensoviel Mehl, 50 Gramm Zucker und 50 Gramm

abgezogene, geriebene Mandeln. Das Material wird zusammen gemengt und gut durchgearbeitet, ausgerollt, in Streifen geschnitten, aus denen man Brezeln formt und bei mäßiger Hitze bäckt. Die Hälfte der Brezeln wendet man in Vanillezucker, der andere Teil wird mit Schokoladenglasur versehen.

Eingebackenes. Man braucht ¼ Pfund geriebene geschälte Mandeln, ¼ Pfund Zucker, ¼ Pfund Butter, 1½ Pfund Mehl, ein paar Eigelöcher saure Sahne und Weißwein nach Geschmack. Der Teig wird auf dem Brett ausgewirkt und messerrückenbündel ausgerollt. Man sticht verschiedene Formen aus, setzt sie auf das mit Mehl bestäubte Blech, bestreicht sie mit Eigelb und streut gedachte Mandeln darauf, um sie bei guter Hitze zu backen.

Einfaches Teegebäck. Dreiviertel Pfund Mehl, ein halbes Pfund Butter, ein Viertelpfund Zucker. Die Zutaten werden auf dem Nudelbrett bearbeitet, eine Stunde kalt gestellt und dann nach Geschmack mit Rint, Zitronenschale oder Anis gewürzt. Dann werden runde Plättchen und Ringe gleicher Größe ausgeföhren, die man bei Gebrauch aufeinanderstekt, indem man Marmelade oder Gelee dazwischenfreibt. Mit Puderzucker bestäuben oder Vanilleschnecken ausstechen und bunt glasieren.

Das praktische Heim



Stumme Diener auf der Reise

Nur nicht soviel Gepäck! Diese schreckliche Belastung! Ein praktischer Handschrankkoffer bietet viel Raum und schont die Kleidung. Ein Koffer mit Toiletteeinrichtung nimmt gleichfalls noch manches auf — vor allem, wenn man Wäsche und anderes nicht glatt, sondern eingekloppt verpackt, ein guter Tip! — Reisendecke und Kissen für bequeme Fahrt mit Reisverschluss und einem Reisetasche, zu beliebiger Größe verstellbar, der die vergessenen Kleinigkeiten im letzten Augenblick noch aufnimmt. Nicht übersehen: ein Bügeleisen mit Hülle, ein Täschchen mit Wäscheleine und Klammern, Bügel mit ammontierter Kleiderbürste und ein Badethermometer sowie die hübsche Nattertrommel, die handlich und ausreichend für die Ferientage ist. Und dann, unbesorgt hinein in den Urlaub!

Sonne, Sand

und

Gommerfeligkeit

In wenigen Wochen geht's in den Urlaub! Sind die Bade-sachen in Ordnung? Nicht? Und man scheut die vielen Ausgaben für Neuanfassungen? Aber bestimmt wird man sich später ärgern und die hübschen praktischen Dinge entbehren. Viel kosten muß die Badeausrüstung nicht, wenn man geschickt kombiniert: ein schlank auf Taille gearbeiteter, großgeblümter Mantel, dreiviertellang und mit Frottierstoff gefüttert, für den Weg und für Spaziergänge am Strand. Aus gleichem Stoff gleich ein dreieckiges Blusen-tuch und ein kleidsames Kopftuch gegen den Wind sowie eine nette Tasche mit großem Griff, in der alle Kleinigkeiten untergebracht sind. Lange Hosen? Genügend, aber über dem Knie sind sie abknöpfbar, und man steht im reizenden, knopfgezierten Luftzug. Ein kleines Cape noch aus dem leicht getönten Stoff des Anzugs — nun kann man zusammenstellen und kombinieren und Anzüge schaffen, mannigfaltig und farbfroh!

Launen der Mode



Die Zeit der ersten Früchte

Frohe Hausfrauenarbeiten

Wir können nun, nach der verschwenderischen Blüte des Frühlings, schon erste Ernte halten. Vorboten des kommenden großen Erntefests ist der Rhabarber. Wir vergehen ihm gern die weniger angenehme Eigenschaft, viel Zucker zu verschlingen; er ist schließlich das erste Frischobst, das wir genießen — erschwungen können! Rhabarberterpommt wird denn auch täglich auf dem Familientisch zu finden sein. Kleine, selbstgebackene Würstchen mit kurz eingeschnittenem Rhabarber sind für die Familie und selbst für anspruchsvollere Gäste eine Delikatesse beim Kaffee oder Tee, auch als Nachspeise, vor allem, wenn man sie mit einem lustigen Stückchen von Eierschnee verziert und rasch im Ofen überbäckt.

Gern wird die Hausfrau auch für die obstarbe Zeit einen Vorrat dieses ebenso gesunden wie preiswerten Kompotts anlegen. Längst ist das Märchen vom Rhabarber, „der sich nicht hält“, widerlegt. Wir schneiden den geschälten Rhabarber in fünf Zentimeter lange Stücke und lassen ihn, vermischt mit feinem Zucker, über Nacht an kühlem Orte stehen. 375 Gramm Zucker auf je ein Pfund Rhabarber. Darauf gießen wir den Saft ab, fügen ein bis zwei Eigelöcher hinzu und kochen den Saft so lange, bis er breit vom Eigelöcher läuft, legen die Rhabarberstücke hinein, lassen sie eben weich kochen und füllen das Ganze in vorgewärmte Gläser. Es genügt, ein in Rum getauchtes Blattchen Papier aufzulegen und die Gläser fest mit Pergament zu verschließen.

Eine Delikatesse für Kenner und Feinschmecker ist auch Rhabarberwein, der leicht zubereiten ist und noch viel zu wenig bekannt wurde. Man benötigt vier Zentimeter lange Stücke, die man zerquetscht. Je zwei Kilo Rhabarber übergießt man nun mit einem Liter abgekochtem, erstarrtem Wasser. Dies bleibt bei mehrmaligem Umrühren einige Tage zum Gären stehen. Hierauf wird der Saft durchgeseiht und auf je ein halbes Kilo Saft 200 Gramm Zucker hinzugefügt. Man füllt das Ganze in einen Steintopf und stellt ihn an warmem Ort zum Gären auf. Sobald die Gärung beendet ist, kann man den Wein auf Flaschen füllen.

Und dann die grünen Stachelbeeren, die mit dem Rhabarber die wenig schöne Eigenschaft großen Zuckerverbrauchs gemein haben, dennoch aber von uns Hausfrauen sehr geschätzt sind. Abgesehen davon, daß sie sehr gesund sind, können sie auch wegen der Zuckerbitterkeit der grünen Stachelbeeren stark herabmindern, indem man dem Kochprozeß ein Frisches Watron hinzusetzt. Eingelegt sind sie besonders gut, wenn man die grüne, von Stiel und Blütenfranz befreite Beere mit einer Nadel durchsticht. Bei vorsichtigem Schmoren bleibt die Frucht in der Form erhalten. Man rechnet auf ein Pfund reifer Beeren rund 180 Gramm Zucker und würzt mit Zitronenschale. Will man Stachelbeermarmelade einfochen, so reinigt und wäscht man die Beeren und kocht sie dann bis ein,

indem man Früchte und Zucker Pfund auf Pfund rechnet.

Tatsächlich kommen ja nun auch schon die Kirschen, und damit beginnt für die Hausfrau eine herrliche Zeit. Kein Kopferbrechen mehr um abwechslungsreiche Gerichte: Kirschen roh als Nachspeise, Kirschen als Kalkschale — mit ein wenig Wein und Sago — warmer Kirschauslauf als Hauptgericht zu Mittag oder Abend, Kirschenomelette, Kirschtorteletts, Kirschtuchen — die Auswahl ist fast unbegrenzt. Bald kann man auch mit Erdbeeren abwechseln und hat dann die buntesten Speisenfolgen, um so mehr, da ja auch der Salat- und Kräutergarten seine Schätze anbietet. Bunte Salatschüsseln, reichlich mit würzigen Kräutern überstreut, dazu ein Speiseeis, frische Früchte hinterher — es gibt wohl nichts Köstlicheres in der warmen Jahreszeit, als solche gesunden, schmackhaften Gerichte, die noch dazu den Vorzug haben, der Hausfrau wenig Arbeit zu machen!

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Schlank sein und bleiben, aber wie?

Da hat sich nun die Vorliebe für die Schlankheit allen anderen Prophezeiungen zum Trotz erhalten, und jede gesunde Frau, die beide Körperverfassungen kennengelernt hat, wird betonen, daß, unabhängig von der Modelanne, die Schlankheit ihre Leistungsfähigkeit, Spannkraft und Lebensfreude erhöht, indes die Fülle leicht unästhetisch, müde und leistungsunfähig macht.

Also schlank sein und bleiben, aber wie? Zunächst einmal ein grundsätzliches Gebot: Schlankheit, selbst die nicht übertriebene Schlankheit, ist nur etwas für ferngefundene Frauen. Jede andere Frau, die in irgendeiner Beziehung „sich in acht nehmen muß“, soll darauf verzichten, um im Fall einer Verschlimmerung ihres Leidens die notwendigen Kraftreserven zu besitzen.

Im übrigen wird zur Erhaltung der Schlankheit sehr viel von Diät gesprochen. Die sicherste Schlankheitsdiät ist natürlich — Hungern! Aber gerade das soll der Arzt bestimmen, wie lange, wie oft und wieviel heruntergehungert werden darf. Es kann nicht genug vor den Schädigungen einer „Selbstbehandlung“ gewarnt werden.

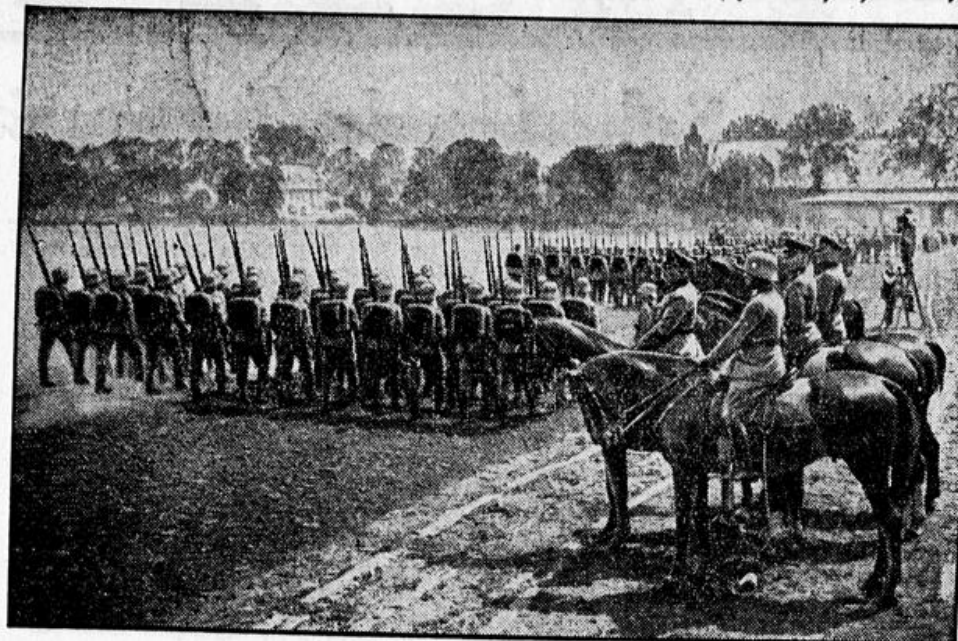
Aber es müssen nicht radikale Hungertage eingelegt werden. Schon die konsequente Durchführung des Ausfalls einer Mahlzeit am Tag wirkt Wunder. Beispielsweise der Verzicht auf das erste Frühstück. Erste Nahrungsaufnahme um ein Uhr mittags. Oder Verzicht auf die Abendmahlzeit. Wer sich entschließen kann, nur zwischen zwölf und sechzehn Uhr zu essen, braucht in dieser Zeit kaum irgendwelche Rücksichten zu nehmen. Im anderen Falle genügt der Fortfall von Fetten — auch von Butter auf Brot! —, von Süßigkeiten und Backwaren sowie Einschränkung der Flüssigkeitsaufnahme. Gemüse und Obst darf in beliebigen Mengen verzehrt werden.

Bilder aus aller Welt

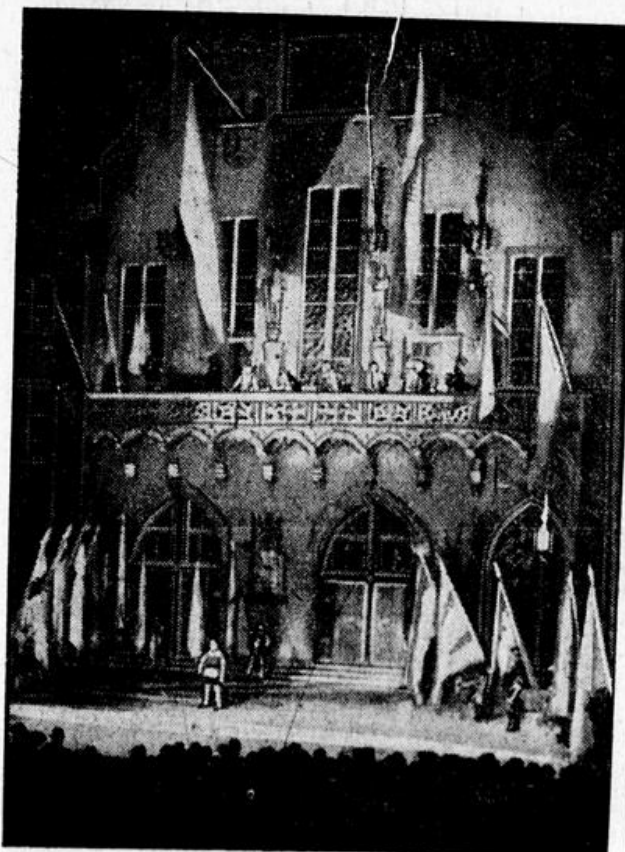
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Der Führer, der an der Beisetzungsfest der Opfer von Reichsdorf teilnahm, spricht den Hinterbliebenen der Verunglückten sein Beileid aus.



Parade der Wachtruppe vor dem Oberbefehlshaber. Aus Anlaß der Ablösung und Neubesezung der Berliner Wachtruppe, die alle Jahre im Frühjahr und Herbst erfolgt, fand auf dem Kasernenhof in Berlin-Moabit eine Parade vor dem Oberbefehlshaber des Heeres, Freiherr von Frisch, statt.



Im Zeichen des Reichshandwerbertages. Mit einer Festvorstellung von „Wallenstein I“ erfolgte in Frankfurt a. M. anlässlich der Reichshandwerbertage die Eröffnung der Römerbergfestspiele.

Bild rechts: Kreuzer „Karlsruhe“ wieder in der Heimat. Ein freudiges Wiedersehen. Eine Aufnahme kurz nach der Ankunft des Kreuzers „Karlsruhe“ im Kieler Hafen.

Bild unten: Cramm schlug Crawford im Davis-Pokalkampf. Bild auf den Berliner Turnierplatz Rot-Weiß während des Spieles Gottfried von Cramm gegen den australischen Spitzspieler Crawford um die Vorschlußrunde im Davis-Cup. Am ersten Spieltag gewann Cramm 6:3, 7:5, 6:2, und Gentel siegte im Einzel gegen Mac Grath, so daß Deutschland 2:0 in Führung liegt.



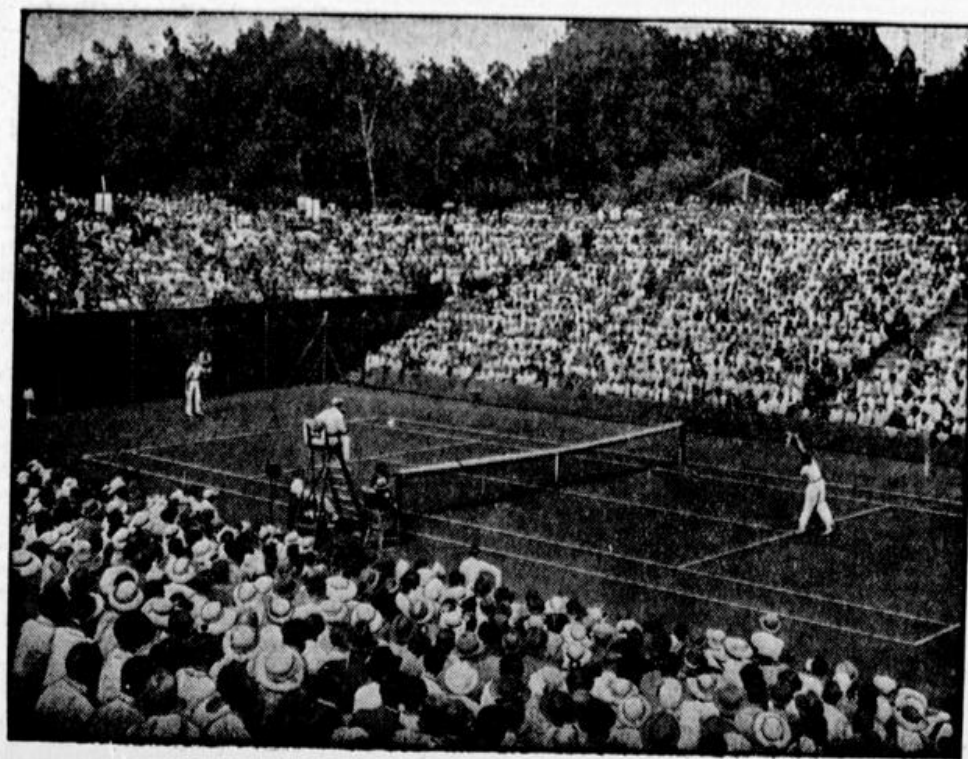
Die deutschen Reiter in Budapest in Front. Bei dem internationalen Reitturnier in Budapest konnten die deutschen Reiter bei der internationalen Vielseitigkeitsprüfung die ersten Plätze siegreich belegen.



Von Madensen 20 Jahre Generalfeldmarschall. Vor 20 Jahren, am 23. Juni 1915, wurde Generaloberst von Madensen zum Generalfeldmarschall ernannt.



Zum Tag des Roten Kreuzes. Vom 22. bis 24. Juni wird im ganzen Reich unter dem Motto „Helft uns helfen“ der Rotkreuztag 1935 zur Durchführung gelangen. Unser Bild zeigt eine Übung des Roten Kreuzes.



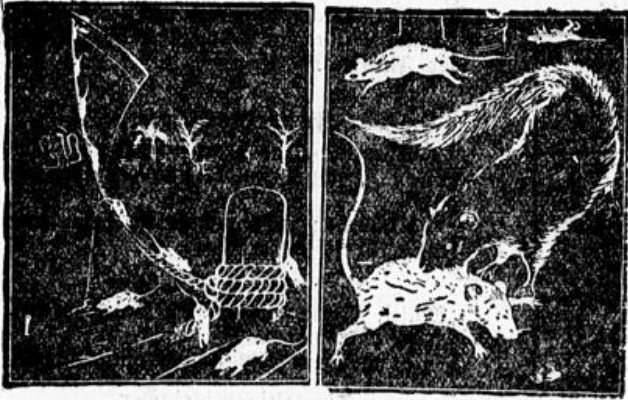
Austauschschüler fahren nach Nebersee. 25 Primaner und 8 Primanerinnen verlassen die Reichshauptstadt, um unter Führung von Studienrat Dr. Roske in Hamburg mit dem Dampfer „Deutschland“ die Neberfahrt nach Nordamerika anzutreten.

Spielplatz der Jugend

Wenn man die Natur verbessert...

Der Mensch ist im Laufe der Jahrtausende ein großer Meister der Natur geworden. Aber ab und an wird ihm doch wieder ins Gedächtnis gerufen, daß er ein recht ohnmächtiges und kurzweiliges Wesen ist.

Da landete einmal an einer exotischen Küste ein Schiff, aus dem kamen zahllose Ratten an Land. Die Eingeborenen waren entsetzt, aber so gut wie wehrlos diesen Tieren gegenüber, die über ihre Vorräte herfielen und die Häuser unterwühlten. Krankheiten verbreiteten sich durch das Ungeziefer und der weiße Rat trat zusammen, um Hilfsmittel gegen die Landplage zu überlegen. Da stand einer der Weißen auf und rief, man möge einige Mungos kommen lassen, ein marderähnliches Tier, das ein großer Feind der Ratten sei. Also landete man ein Schiff aus und zahllose Käfige mit Mungos wurden eingeführt und geöffnet. Die Ratten verminderten sich alsbald — aber zum Entsetzen der Einwohner stellte sich ein neuer Schaden



heraus. Die Mungos waren große Liebhaber von Vogeleiern und der schönen Vögel in den Feldern und Gärten wurden zu fesseln weniger. Die Inseln, trotz ihrer Vögel los zu sein, vermehrten sich in nie dagewesener Art, und die Getreidefelder des Landes wurden von Raupen, Heuschrecken, Käfern usw. völlig kahlgefressen.

In Australien geschah folgendes: Die Farmer beschloßen, auf den weiten, leeren Steppen das Kaninchen anzuführen, damit sie es ab und zu eine lustige Jagd veranstalten könnten. Kaninchen wurden ausgelegt und gedeihen ausgezeichnet. Sie vermehrten sich unheimlich schnell, und in wenigen Jahren gab es kein Mais- oder Weizenfeld, das nicht den größten Schaden durch die kleinen, flinken Rager davontrug. Was tun? Man führte eine furchige Rattenart ein, die in jedem um die Plantagen gepflanzten den Zutritt erschweren, Gut und schön. Aber — die Ratten wucherten ins Ungemessene, verdrängten Mais und Weizen aus den Feldern und bildeten das unausstehliche Unkraut. Wieder war guter Rat teuer. Aber die Regierung sah sich nach einem Feind dieser Rattenart, die aus Mexiko kam, um und fand in ihrer Heimat ein Insekt, die Coccinelle, deren Larven die Ratten zum Absterben brachten. Hier mit der Coccinelle aus. Sie kam, sah und besiegte die Ratten. Aber — als sie alle überflüssigen Ratten vernichtet hatte, suchte sie andere Nahrung und bedrohte die Anpflanzungen der Farmer — eine Schraube ohne Ende!

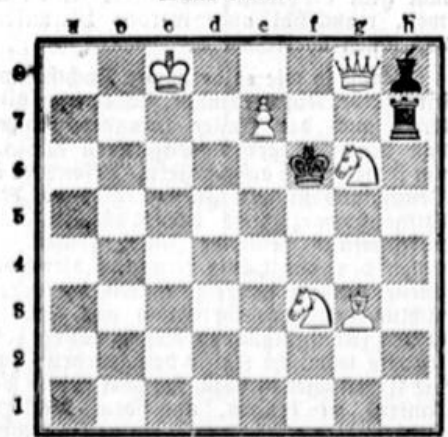
Zünfzehn Kinder gingen verloren:

Können sie sie wiederfinden?

Es war ein hübscher Spätherbstausflug — aber als man heimkam, merkte man, daß 15 der beteiligten Kinder fehlten. Nun heißt einmal suchen, ob ihr sie wiederfindet!

Schachaufgabe

Heinz Netcke



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: 9 Figuren. Weiß: König e 8, Dame g 8, Springer f 5, g 6, Läufer g 3, Bauer e 7. — Schwarz: König f 6, Turm h 7, Läufer h 8.

Zwei knifflige Fragen.

Ein Professor hatte die Angewohnheit, die Kandidaten mit den seltsamsten Fragen in Verwirrung zu bringen. Oft handelte es sich um Fragen, die meißt von dem Gebiet lagen, auf dem der Kandidat geprüft werden sollte. Der Professor nannte das Intelligenzprüfungen. Einmal forderte er einen Kandidaten auf, folgende zwei Fragen schriftlich zu beantworten: 1. Wie lang ist ein Windstaden? 2. Wie weit kann ein Hund in den Wald hineinlaufen? Der Kandidat beantwortete diese Fragen für unantwortbar und teilte das nach einer Stunde fürchterlicher Pein dem Professor mit. „Nanu, mein lieber Kandidat, unantwortbar? Das werden wir gleich sehen!“

Welche Lösung teilte der Professor dem hilflosen Kandidaten mit?

Stoff erklang das Märchen, nach dem die Kinderhaz hinter der Leherin die Stadt verließ. Voran natürlich die beiden Zwillinge, die seit voriger Woche aus Elfen zurück waren. Die blaue Luft, in der weder Mücken noch Gelsen lästigen fielen, war kühler natürlich als in den schönen Sommertagen, aber das Wandern machte bald warm. In nahen Tälern hing noch ein wenig Nebel, langen, garten Elfenstiefeln gleich — aber als es zu den Bergen über Tal und Hügel empor ging, bot sich den Wandernden ein herrlicher Rundblick. Da lag das alte Hildesheim mit seinen Türmen und Giebeln in all seiner Schönheit. Die Kinder hauchten vergahen aber nicht, ihre Butterbrote auszuwickeln und zu frühstücken. Die geliebte Leherin verarmte dann ihre Schützlinge um sich und nun begann lustiges Spielen. Alle Lauspiele wurden verjagt, Wettrennen abgehalten und schließlich waren alle so warm, daß sie gern in dem kleinen Bach ein Bad genommen hätten, wenn die Leherin es nicht verboten hätte. Man wanderte nun weiter, zur Mühle hinunter, um nachher Tafel zu halten. Die Müllein brachte heiße Milch und dann das Mittagessen: taufisches Obst, Kruten mit warmen Maronenbrei, frisches Obst und kleine Kuchen. Der alte Vater der Müllein sah den Kindern vergnügt zu. Es war schon spät, als sie endlich aufbrachen, zur Bahn gingen und nach Hause fuhren.

Damit euch das Suchen der Verlorenen nicht gar so schwer fällt, werden wir euch die Namen von ihnen nennen: Herta, Emma, Eva, Inge, Lena, Nina, Hilke, Minna, Beria, Ella, Erna, Else, Lotte, Ilse und Anna.

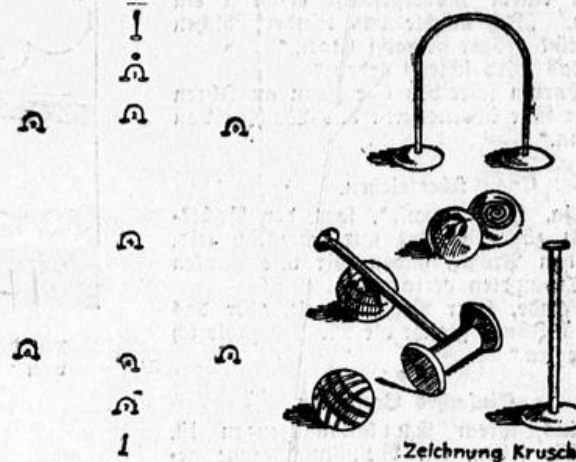
Allerlei Bastelei

Beinahe Ping-Pong — Kleine Handarbeit

Leichtes.

Ein Tischtennist kann ihr euch selbst mit etwas Draht, ein paar Garnrollen und ein paar Stäben noch etwas Siegelad herstellen. Als Kugeln nehmt ihr dann die

kleinen bunten Bälle aus Zellulose, die man zum Tischtennis benutzt. Wie ihr auf der Zeichnung sehen könnt, stellt ihr die Tore aus gebogenem Draht her, der an beiden Enden in eine Holzleiste gesteckt wird, die von einer Garnrolle mit der Laubfuge abgetrennt wird. Etwas Siegelad hält den Draht darin fest. Die Tore müssen so breit sein, daß bequem zwei Kugeln nebeneinander hindurchgehen können. Die Schläger arbeitet ihr aus einem Stäbchen und einer Garnrolle, die beiden Stäbe am Anfang und Beginn des Spieles werden aus einem Stab und einem abgefügten Garnrollenende hergestellt.



Zeichnung Krusch

Jeder Schläger erhält einen andersfarbigen Ring aufgemacht und die Zielstäbe bekommen dieselben Ringe in der Reihenfolge: Rot, Orange, Gelb, Blau, Violett. Die Tore werden so aufgestellt, wie ihr es auf der Zeichnung sehen könnt, man geht mit einem Schlag durch die beiden Anfangstore, dann durch das rechte, darauf durch die Mitte, dann links hinüber, dann mit einem Schlag durch die beiden letzten, danach an den Zielstab, der berührt werden muß — zurück wieder mit einem Schlag durch die beiden ersten Tore, nach links hinüber usw., so daß man eine Acht beschreiben hat, wenn man am Ausgangspunkt wieder ankommt und den Stab am Start mit der Kugel berührt. Solange kein Fehlschlag getan wird, kann man immerfort hintereinander spielen; Schlag man aber einmal fehlt, so kommt der nächste daran und man muß seine Kugel durch einzelne Schläge erst wieder richtig vors Tor bringen, vor dem man geschittet ist.

DIE »VÄTERSCHULE«

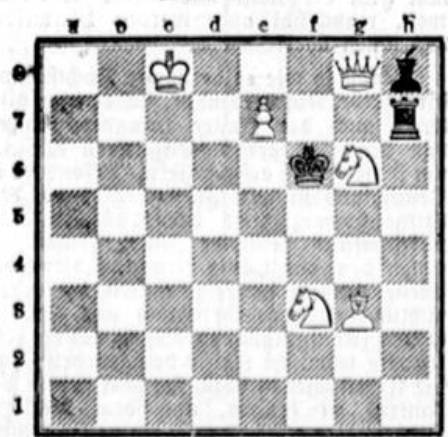


Es kann nichts schaden, wenn der Vater auch etwas von der Kinderpflege versteht — zu dieser Einsicht ist man in England gekommen und hat eine Schule eingerichtet, in der die Väter es lernen, mit ihren kleinen Kindern umzugehen, sie anzuziehen, sie zu füttern, zu baden, mit ihnen zu turnen. Und es zeigte sich, daß die Väter außerordentlich viel Talent zur Kinderpflege haben. Zwar sind sie ein wenig umständlich und langsam, aber sie verstehen sich ausgezeichnet mit ihren Kleinen, haben Geduld und Humor und genießen offenbar das Vertrauen ihrer Sprößlinge, die mit viel Heiterkeit die schüchternen Versuche ihrer

Väter ansehen und mindestens dieselbe Menge an Geduld und Humor aufbringen wie jene...

Schachaufgabe

Heinz Netcke



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: 9 Figuren. Weiß: König e 8, Dame g 8, Springer f 5, g 6, Läufer g 3, Bauer e 7. — Schwarz: König f 6, Turm h 7, Läufer h 8.

Zwei knifflige Fragen.

Ein Professor hatte die Angewohnheit, die Kandidaten mit den seltsamsten Fragen in Verwirrung zu bringen. Oft handelte es sich um Fragen, die meißt von dem Gebiet lagen, auf dem der Kandidat geprüft werden sollte. Der Professor nannte das Intelligenzprüfungen. Einmal forderte er einen Kandidaten auf, folgende zwei Fragen schriftlich zu beantworten: 1. Wie lang ist ein Windstaden? 2. Wie weit kann ein Hund in den Wald hineinlaufen? Der Kandidat beantwortete diese Fragen für unantwortbar und teilte das nach einer Stunde fürchterlicher Pein dem Professor mit. „Nanu, mein lieber Kandidat, unantwortbar? Das werden wir gleich sehen!“

Welche Lösung teilte der Professor dem hilflosen Kandidaten mit?

Geographisches Silberrätsel.

Aus den Silben

alt — ba — bad — be — bro — be — de — del — der — e — e — el — el — für — fur — ga — gen — hi — il — fern — fi — fisch — füb — lan — fi — fi — matt — min — na — na — na — nan — ne — nie — no — pi — pol — res — res — rus — sa — schlan — sen — staß — stein — tar — tes — uesch — wal — war — zer

1. Schweizer Kanton
2. Fluß in Spanien
3. japanische Hafenstadt
4. Stadt in Frankreich
5. Luftkurort in der Schweiz
6. Ostseebad
7. griechische Landschaft
8. Felsen im Harz
9. Stadt in Britisch-Indien
10. Stadt im Elsaß
11. Stadt in Preußen (Bez. Magdeburg)
12. Bad im Tannus
13. Verbannungsort Napoleons
14. Stadt in Spanien
15. heilige Stadt der Jnder
16. Stadt in Schlesw.-Holstein
17. Stadt in Galizien
18. Stadt in Mazedonien
19. europäischer Staat

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts: 1. Naturerscheinung, 5. altes Längemaß, 9. Feld aus dem Rabelungentied, 10. Badmaße, 11. Teil des Gefächs, 12. Virengewächs, 13. nordische Gottheiten, 14. geistlicher Titel, 17. Stammvater eines biblischen Volksstammes, 20. Mann in niedriger Bezeichnung, 21. kleine Sundaufel, 22. Teil des Weines, 23. arabische Hafenstadt, 24. Stadt im Rheinland; b) von oben nach unten: 1. italienisches Hüftengestrich, 2. gefüllte Veranastaltung, 3. weiblicher Personenname, 6. Erdformation, 7. Bibliotheksraum, 8. andere Bezeichnung für Paradies, 14. Hafenstadt in Indien, 15. französische Landschaft (Aäse), 16. Edelwild, 17. Bild, 18. Nebenfluß des Rheins, 19. grober Sand.

Denkportaufgabe.

Es hatte jemand zwei Pferde von ungleicher Güte und dazu einen Sattel im Werte von 75 Mark. Legte er diesen auf das schlechtere Pferd, so war es die Hälfte des anderen wert; legte er aber den Sattel auf das bessere, so war dieses dreimal so viel wert als das andere. Wie hießte sich demnach der Preis eines jeden?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Springer h4—d3
1. ... e4 schlägt d3; 2. De2—b3 matt.
1. ... Dh2 schlägt De2; 2. d3—e3 matt.
1. ... Sh1—f2; 2. Sfl—d2 matt.
1. ... La1—b2; 2. d3 schlägt Lb2 matt.
1. ... b6 schlägt a5; 2. Tb5—e5 matt.

Silberrätsel.

Rufion, Renette, Mias, Tizian, Savanna, Julian Oberhof. — Frithof Ransen.

Kreuzworträtsel.

a) Von links nach rechts: 1. Amos, 5. Raab, 9. Leber, 11. Baube, 12. Thema, 13. Otter, 14. Alm, 15. Bad, 17. Ort, 18. Ede, 21. Reinewand, 27. Fuhre, 28. Argos, 29. Grev, 30. Laon. — b) Von oben nach unten: 1. Altar, 2. Mehl, 3. Odem, 4. Fem, 5. Mat, 6. Auto, 7. Aber, 8. Beria, 10. Naze, 11. Bode, 16. Abte, 19. Wehr, 20. Ingo, 21. Zug, 22. Tre, 23. Ren, 24. Wehl, 25. Ara, 26. Don.

Denkportaufgabe.

Die erste der sechs Personen muß mit den fünf anderen anstehen; die zweite nur noch mit vier, da sie bereits mit der ersten angestanden hat. Aus dem gleichen Grunde steht die dritte Person nur noch mit dreien, die vierte nur noch mit zweien, und die fünfte lediglich noch mit der sechsten Person an, so daß die Stäber fünf- und vier- und drei- und zwei- und einmal, insgesamt also fünfzehnmal, anstehen.

Wollen wir mal lachen?

Vorsicht.
„Sagen Sie, junger Mann, können Sie das Auto fahren?“
„Nein.“
„Dann passen Sie doch, bitte, einen Augenblick auf meinen Wagen auf!“

In einem Möbelgeschäft erscheint ein Mann. „Ich möchte das Kinderstühlchen ein Stück größer gemacht haben.“
„Das wird schlecht gehen!“
„Warum schreiben Sie dann an Ihren Vahen: Wir übernehmen das Nachsitzen von Möbeln.“

Übertrieben.
„Ja, Herr Krause“, sagt der Rechtsanwalt zögernd, „tut mir schrecklich leid, aber den Prozess haben wir mit Paulsen und Trompeten verloren!“
„Schade, Herr Rechtsanwalt, aber das sage ich Ihnen gleich: die Musik bezahle ich nicht extra.“

Einfaches Verfahren.
„Aus ihrem Entlastungszeugen ist, wie Sie sehen, ein Belastungszeuge geworden.“
„Schmeißen Sie ihn doch raus, Herr Richter!“

Unter guten Freunden.
„Schneffe: „Es gibt heutzutage Hunderte von Möglichkeiten, Geld zu verdienen.“
„Schneffe: „Stimmt. Aber nur eine einzige.“
„Schneffe: „Und die wäre?“
„Schneffe: „Das dachst du mir gleich, daß du die nicht kennst.“

Verwendungsfähig.
Die Musterung fand statt.
„Drückerberger schrieb Weh und Ach.“
„Was fehlt Ihnen?“
„Ich bin kurzfristig, Herr Stadtsarzt.“
Der Stadtsarzt nickt: „Ausgezeichnet, Nachschubtruppe.“

Begriffsbestimmung.
„Du, Fritz, weißt du, was Autorität ist?“
„Nein. Gesehen habe ich so ein Ding noch nicht, aber Autorität ist das, was mein Vater neulich verloren hat, als er erst am Morgen nach Hause gekommen ist!“

Übertrumpfen.
„Neulich habe ich im Variété einen gesehen, der seine Hände hatte und trotzdem Klavier spielen konnte.“
„Das ist nicht so erstaunlich. Meine Frau hat keine Stimme und singt auch.“

Guter Vergleich.
„Ich habe gestern die Zwillinge von Müller gesehen — der Junge ist ja die reine Photographie vom Vater!“
Er: „Ja — und das Mädchen ein Tonfilm von der Mutter!“

„Das Bad im Freien...“



Die Tänzerin springt vom 12-Meter-Brett.



„Sieh, Onkelchen, was ich dir mitgebracht habe!“



„Hör' endlich auf zu plantschen, du Lummel, oder ich hebe die Stechmücken auf dich!“



„H mein Mann noch nicht hier gewesen?“
„Aber Frau Knochhahn, erkennen Sie denn diesen Heftfled nicht!“



„Sie können wohl nicht lesen, junger Mann!“

Der kluge Richter.
„Verheiratet oder ledig?“ fragt der Richter.
Die Zeugin seufzt.
„Ledig!“ diktiert der Richter.

„Verheiratet oder ledig?“ fragt er den Zeugen.
Der Zeuge seufzt.
„Verheiratet!“ diktiert der Richter.

„Du hast sicher mit Mischel komisch und wir auf die Finger gekloppt.“
Er: „Bestimmt nicht — sonst hätte ich doch fester zugeklappt!“

In die Buchhandlung tritt ein junger Mann. „Sie haben im Fenster ein Buch „Tausend Mittel“ reich zu werden.“
Der Verkäufer holt das Buch aus dem Fenster.
Der junge Mann nickt: „Ich nehme es.“
„Dart ich Ihnen zugleich das Ergänzungsbuch zu diesem Buch anbieten?“
„Welches?“
Der Verkäufer sagt sanft: „Das Straßengebüsch.“

Lehrer: „Wozu gehört der Hund?“
Schüler: „Zu den Säugetieren.“
Lehrer: „Richtig! Und wozu gehört der Hering?“
Schüler: „Zu neuen Kartoffeln!“

Paul geht mit seiner Tante in den Zoologischen Garten. Im Vogelhaus blickt er sich überall um und fragt schließlich: „Tante Minna, in welchem Käfig sitzt denn der Flimmfar?“

In der Kochschule.
Lehrerin: „Und dann nimmt man einen halben Teelöffel Zucker und verrührt alles gut.“
Schülerin: „Wo nehme ich denn einen halben Teelöffel her?“

„Mutti, Mutti, wir müssen Vater wecken!“
„Aber warum denn?“
„Er ist ohne sein Schlafpulver eingeschlafen!“

Die lästigen Besucher.
Lord Odo Russell, der englische Gesandte in Berlin machte Bismarck einen Besuch im Reichskanzlerpalais. Während der Unterhaltung meinte der Gesandte: „Durchlaucht werden gewiß ziemlich häufig von lästigen Besuchern in Anspruch genommen.“
„Leider“, meinte der Fürst, „aber es gibt auch Mittel, sie wieder loszuwerden.“
„Wahrhaftig?“ fragte der Lord neugierig.
„Das probateste ist immer, wenn meine Frau erscheint und mich zu irgend einem dringenden Geschäft abruft. Dann müssen sich die Gäste wohl oder übel auch entfernen.“
Kam hatte er diese Worte ausgesprochen, da erschien die Fürstin in der Tür und sagte mit harmloser Miene: „Odo, es ist höchste Zeit, daß Du Deine Medizin einnimmst.“
Der Gesandte war verblüfft, nahm die Angelegenheit von der heiteren Seite, lachte und verabschiedete sich.

Früher als gedacht.
Als die Truppen nach der glorreichen Heimkehr aus Frankreich in Berlin eintrafen, äußerte Bismarck zu Noon: „Nun sind wir viel früher wieder da, als ich vorausgesehen hatte.“
„Ja“, erwiderte Noon vergnügt, „das ist der einzige Rechenfehler, den Sie gemacht haben.“

Wald Feld und Heide

Athletik im Pflanzenreich

Holz sprengt Felsen — Pflanzen statt Dynamit.

Kraftproben von Mensch und Tier sind uns allen bekannt. Wer aber weiß etwas von der Kraft der Pflanze, die sogar noch im toten Holz so wirksam ist, daß ein quellender Holzwürfel von einem Quadratmeter Größe ein Gewicht von 25 Millionen Zentner heben kann? Dies Beispiel allerdings ist ein rein theoretisches. Sehen wir einmal nach praktischen Beispielen für Athletik im Pflanzenreich...

Haben Sie schon einmal überlegt, welche Anforderungen an Zug- und Biegefestigkeit an die vom Sturm geschüttelten Pflanzen und Bäume gestellt werden? Um dieser riesigen Beanspruchung gewachsen zu sein, besitzt jede Pflanze mechanische Gelenke. Interessant ist, daß die Pflanze bei der Anordnung der mechanischen Elemente genau denselben Grundsatz folgt, wie sie der Techniker beim Bau eiserner Geräte und Träger beachtet. — Ein anderes Beispiel von Kraftleistung in der Botanik, die unsichtbar für uns am Pflanzenkörper vor sich geht, und für die wir bisher keine ausreichende Erklärung haben, ist der „Wasserhub“ von den Wurzeln bis in die höchsten Kronen der Bäume.

Die Wasserleitungsrohre im Pflanzenkörper kennen wir genau: ein Bild in das Mikroskop zeigt uns das vielverzweigte System zum Aufsteigen des Wassers. Die Kraftleistung besteht nun im Transport des Wassers in die höchsten Höhen. Eine nicht am Beispiel der Pflanze...

75 Meter, ein Eufalyptusbaum sogar bis zu 150 Meter. Wie dieser „Wassertransport“ vor sich geht, soll hier an folgendem Versuch dargestellt werden:

Steden wir einen reich beblätterten Pflanzenteil in einen durchbohrten Gummistopfen fest auf eine mit Wasser gefüllte Glasröhre über einen Napf mit Quecksilber, so wird in dem Maße, wie die Blätter Wasser verdunsten, Wasser aus dem Glasrohr erpresst. Das Wasser tritt aus der Schale Quecksilber in die Röhre. Die Verdunstung in den Blättern der Pflanze entfaltet also eine Hubwirkung, die das Wasser in den Pflanzen emporhebt.

Eine andere Kraft des Wasserhubs: Schneiden wir eine Sonnenblumenpflanze über dem Boden ab und befestigen mit Hilfe eines Gummischlauchs eine Glasröhre senkrecht darauf, so steigt darin bald Wasser empor. — Diese treibende Kraft nennt man den Wurzeldruck. (Im Volksmund spricht man vom „Wuten“ der Wurzeln, Wurzeln usw.) Die Wurzeln sämtlicher Pflanzen können phantastische Kräfte entwickeln: Wir lassen auf einer Marmorplatte in einer dünnen Erdschicht Bohnen oder Mais keimen. Entfernen wir nach etwa 30 Tagen die Erdschicht, so entdecken wir mehr oder weniger tiefe Linien und Vertiefungen in dem Marmor, die von den Wurzeln eingegraben worden sind! Damit ist zugleich der Beweis erbracht, daß die Wurzeln durch Ausscheidung von Säuren bestimmte feste Körper auflösen vermögen.

Ein durch Sturm und Hagregen niedergeschlagenes Getreidefeld, — dann: Langsam richten sich die Halme wieder auf: Hier vermag die Pflanze eine Ausdehnung...

zu vollbringen, welche die menschliche Technik mit ihrem toten Baumaterial auch nicht annähernd erreichen kann! Der unscheinbare Getreidehalme schafft es durch die Leistungsfähigkeit des lebenden Organismus.

Daß Holz durch Aufnahme von Wasser die Fähigkeit besitzt, zu quellen, wissen wir. Aber: Man hat errechnet, daß durch diese Quellung eine gewaltige Energie wirksam wird. Bevor man das Dynamit kannte, trieb man zu Sprengungen in den Bergwerken in entsprechende Rippen feuchtgehaltene Holzpfähle. Das quellende Holz riß dann die Felswände auseinander. — Größere Samen wie die Eichel und Kastanie vermögen beim Keimungsprozeß ebenfalls schwere Hindernisse wie Steine, Holzstücke usw. beiseitezuschieben.

Daß auch junge Pflänzchen der Drang nach Luft und Licht zu bewundernswerten Kraftleistungen befähigt, zeigt folgender Versuch. Auf einem Blumentopf mit eben geleimten Sonnenblumenstängeln wird eine dicke und schwere Glasplatte gelegt. Bei der nun heute möglich gewordenen filmischen Darstellung unter Zuhilfenahme des Zeitraffers wird man bald auch sehen können, wie die Pflänzchen die Scheibe heben und abrutschen lassen!

Königinnen unterwegs

Für einige Wochen hat die Reichspost vornehme Passagiere. Sie brauchen allerdings keinen Kurzug, nicht einmal einen Salontwagen — sie reisen in einem Holzschlafwagen: es sind die Bienenköniginnen.

die in Begleitung von fünf bis sechs Arbeitsbienen, die sie zu bedienen haben, reifen, fort von ihrem Züchter und hin zu neuen Aufgaben. Neue Reiche sollen sie gründen, neue Völker heranbilden. Manchmal geht die Reise nur einige Kilometer weit, manchmal aber werden Weltmeere von ihnen überkreuzt...

Genau so wie es berühmte Zuchtschäume für Pferde, Rinder, Hunde, Schafe usw. gibt, kennt auch der Imker besondere Rassen, von denen er gerne Königinnen erwirbt, um seine Stöcke aufzubessern. Besonders in Deutschland und in Italien gibt es derartige hochgezüchtete Bienenrassen. Und wirtschaftlich denkende Imker fangen an, neben den, der Honigerzeugung dienenden Bienen andere Stöcke zu halten, die hauptsächlich der Hervorbringung von Mutterbienen (Königinnen) zu dienen hatten. Besonders technische Kräfte bringen denn auch die Arbeitsbienen dazu, sich dem Willen des Imkers zu beugen, und dem tüchtigen Bienenwahrer erwacht auch ein netter Nebenverdienst, wenn er es versteht, das Unternehmen richtig zu organisieren.

Bis weit ins Ausland gehen die Möglichkeiten des Abfahrs. Ein starkes Abnehmerland ist Amerika, dessen Bienenzucht außerordentlich in Blüte steht und das sich ständig fortentwickelt. Die Preise aus bekannten Zuchtschöden betragen bis zu zwanzig Mark für eine Königin, und es gibt Imker, die bis zu fünftausend Königinnen verschicken. Der leichte und billige Transport erparst fast alle Unkosten. Sonderbar ist dabei, daß eines der am umfangreichsten Honig ausführenden Länder — Neuseeland — überhaupt keine Bienen kannte, ehe sie von Europa eingeführt wurden. Auch in Amerika war unsere Königin unbekannt. Die erste Bienenkönigin kam im Jahre 1793 nach New York. Seitdem allerdings hat sie sich so ausgedehnt, daß sie häufig vorkommt und in manchen Gegenden der Farmen die Arbeit der Bienenköniginnen übernimmt.